



# MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

"Warum Westbahnhof? Weils einfach chillig ist." – Der Wartebereich des Wiener Westbahnhofs zwischen Sorge, sozialer Sicherung und räumlicher Praxis

verfasst von | submitted by

Lisa Kriebaum BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of  
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree programme code as it appears on the student record sheet:

UA 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree programme as it appears on the student record sheet:

Masterstudium Kultur- und Sozialanthropologie

Betreut von | Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Tatjana Thelen M.A.



# Danksagung

Bedanken möchte ich mich zuallererst bei meinen Interaktionspartner:innen im Wartebereich des Wiener Westbahnhofs, die mich an ihrem Alltag teilhaben ließen, mich in ihre Gruppen aufnahmen und diese Forschung damit überhaupt erst möglich machten. Insbesondere Susi, Hansi, Peppi, Kemal, Ali, Murat, Reza und Elisabeth sowie dem Bahnhaltsmanager des Westbahnhofs gilt mein besonderer Dank, ohne sie hätte diese Arbeit nicht in dieser Form entstehen können.

Ebenso danke ich Gabriele Habinger, die durch ihr Seminar im Sommersemester 2021 den Grundstein für diese Arbeit legte, sowie Marcela Torres Heredia, die mich in der initialen Forschungsphase begleitete und mich stets ermutigte, mehr aus diesem Thema zu machen. Mein Dank gilt auch meinen Kolleginnen, die mich in Schreibphasen, bei Blockaden und bei der Bearbeitung der Kapitel unterstützt haben – allen voran Marlene Persch.

Mein größter Dank gilt jedoch meiner Betreuerin Tatjana Thelen, die mich mit ihrer Expertise und ihrem großen Engagement während des gesamten Schreibprozesses begleitet hat. Ohne ihren Beitrag wäre diese Arbeit in der vorliegenden Form nicht möglich gewesen.

Abschließend möchte ich Claudia, Johannes und Isolde danken, die mich auf diesem langen Weg beständig unterstützt und begleitet haben.



# Inhaltsverzeichnis:

|                                                                                                                  |    |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| <b>1. Der Morgen</b> .....                                                                                       | 6  |
| 1.1. Der Westbahnhof und seine Akteur:innen: Ein Einstieg ins Feld .....                                         | 6  |
| 1.2. Anthropologische Diskurse: Sorge, soziale Sicherung und Raum .....                                          | 12 |
| 1.3. Empirischer Zugang .....                                                                                    | 18 |
| 1.3.1. Die Covid-19 Pandemie als Kontext und privilegierter Eintrittspunkt .....                                 | 19 |
| 1.3.2. Der Warteraum als ethnographisches Feld – Zugang, Hürden und Präsenz .....                                | 20 |
| 1.3.3. Forschungsprozess, Beziehungen und Herausforderungen .....                                                | 22 |
| 1.4. Ein Tag im Wartebereich des Westbahnhofs .....                                                              | 28 |
| <b>2. Der Mittag</b> .....                                                                                       | 31 |
| 2.1. Räumliche Praxis, Temporalität und Gemeinschaft im Wartebereich .....                                       | 31 |
| 2.2. Der Wartebereich als Raum der Gleichzeitigkeit .....                                                        | 35 |
| 2.2.1. Der Westbahnhof als mehrdimensionaler Raum .....                                                          | 35 |
| 2.2.2. Zwischen Verlust und Gewinn? – Zeitregime des Wartebereichs .....                                         | 41 |
| 2.3. „Immer ein Spaß, manchmal mag ich’s, aber heute ist’s nichts für mich“ – Nachbarschaft im Wartebereich..... | 52 |
| 2.3.1. „Hier ist frei“ – Räumliche und soziale Fluidität im Wartebereich.....                                    | 53 |
| 2.3.2. Zwischen Gemeinschaft und Alleinsein – Die Gruppe als soziale Sicherung.....                              | 56 |
| <b>3. Der Nachmittag</b> .....                                                                                   | 61 |
| 3.1. „Ma schaut halt aufeinander“ – Soziale Sicherung und Sorge im Wartebereich .....                            | 61 |
| 3.2. „Ja, ja, hier können alle soziale Wesen sein“ – Der Wartebereich als sozialer Schmelztiegel .....           | 64 |
| 3.3. Tauschen, Schenken, Aufpassen – Soziale Sicherung als alltägliche Praxis .....                              | 72 |
| 3.4. „Na da bist du ja“ – Gemeinschaft, Sozialität und Ambivalenz .....                                          | 76 |

|                                                                                                                                      |     |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| <b>4. Die Nacht</b> .....                                                                                                            | 83  |
| 4.1. Von Sorge zu Ordnung und wieder zurück? – der Wartebereich als Spannungsfeld .....                                              | 83  |
| 4.1. „Magst, dass ma da die Rettung rufen Peppi oder wie schauts aus?“ – Praktiken zwischen Sorge und Kontrolle .....                | 86  |
| 4.2. „Des geht da wirklich ned“ – Die Hausordnung als Spannungsfeld zwischen Sicherheit und situativer Verhandlung .....             | 92  |
| 4.3. „I bin der erste, der die Masken weghaben will, aber grad is es amal so“ – Die Maskenpflicht als Feld relationaler Praxis ..... | 99  |
| 4.3.1. Die Maskenpflicht im Kontext von Kontrolle und Ausschluss .....                                                               | 99  |
| 4.3.2. Die Maskenpflicht als flexible Aushandlung .....                                                                              | 103 |
| <b>5. Conclusio</b> .....                                                                                                            | 108 |
| <b>6. Bibliographie</b> .....                                                                                                        | 112 |
| <b>7. Anhang</b> .....                                                                                                               | 118 |
| 7.1. Personenverzeichnis .....                                                                                                       | 118 |
| 7.2. Skizze des Wartebereichs .....                                                                                                  | 120 |
| 7.3. Abstract Deutsch .....                                                                                                          | 121 |
| 7.4. Abstract Englisch .....                                                                                                         | 122 |

# 1. Der Morgen

## 1.1. Der Westbahnhof und seine Akteur:innen: Ein Einstieg ins Feld

Es ist ein sonniger und ungewöhnlich warmer Tag Anfang Mai 2021. Der Himmel ist wolkenlos und die Sonne steht schon hoch am Himmel. Ich warte an der roten Ampel darauf, dass es endlich grün wird. Obwohl ich schon oft an diesem Ort war, bin ich heute zum ersten Mal aufgeregt, den Wiener Westbahnhof, eine der zentralen Transitinfrastrukturen der Stadt, zu betreten. Denn heute bin ich nicht als Reisende hier oder um in einem der unzähligen Geschäfte einzukaufen. Heute führe ich meine erste teilnehmende Beobachtung in der Bahnhofshalle durch. Vor mir erhebt sich das fast unscheinbare graubraune Gebäude mit der großen Uhr an der Fassade und den vergleichsweise kleinen silbernen Buchstaben, die den Namen des Ortes kundtun: *Westbahnhof*.

Endlich schaltet die Ampel auf Grün um. Es ist bereits so heiß, dass der Asphalt meine Schuhsohlen zu schmelzen scheint und ich es kaum erwarten kann, von der glühenden Sonne in die Bahnhofshalle zu entfliehen. Ich überquere den Mariahilfer Gürtel und lasse mich im Strom der anderen Passant:innen an den wartenden Taxis vorbei durch die automatischen Schiebetüren ins Innere des Bahnhofs tragen.

In der großen rechteckigen Halle mit den fünf Meter hohen Fenstern und den Marmorsäulen, die in den 1950er Jahren von den Architekten Robert Hartinger und Josef Wöhrhart erbaut wurde, herrscht reges Treiben. Die Sonne strahlt gleißend hell hinein. Kühle Luft? Fehlanzeige. Die erhoffte Abkühlung bleibt aus.

Vor mir, in der Mitte des Raumes, befinden sich einige freistehende, rote Ticketautomaten, an denen sich Reisende anstellen, um Fahrkarten zu kaufen. Unterhalb der hohen Fenster befinden sich jeweils links und rechts der beiden Eingangstüren kleine, kioskähnliche Geschäfte. Zu meiner Linken führen Rolltreppen hinab ins Untergeschoss des Bahnhofcenters, wo sich weitere Geschäfte und die öffentlichen Verkehrsmittel der Wiener Linien befinden. Zu meiner Rechten erstreckt sich ein langer Gang, der ebenfalls mit Geschäftslokalen gefüllt ist, von Mode, Technik, Kosmetik bis hin zu Lebensmittel und Cafés ist alles dabei. Direkt vor mir befinden sich die Rolltreppen, die mich hinauf ins Obergeschoss zu den Bahngleisen, dem Wartebereich und der Gastronomie führen. Ich fahre hinauf und blicke mich, oben angekommen, erstmal neugierig um. Auch wenn ich nicht zum ersten Mal hier bin, wirkt alles plötzlich anders auf mich. Inmitten der Bahnhofshalle gibt es zwei Sitzbereiche<sup>1</sup> mit jeweils

---

<sup>1</sup> Im Anhang befindet sich eine Skizze des Wartebereichs im Obergeschoss als Visualisierungshilfe.

sechs Sitzreihen, die sich aus langen Bänken mit individuell abgetrennten Sitzplätzen zusammensetzen. Die Sitze bestehen aus glänzend schwarzem Holzwerkstoff und bieten insgesamt Platz für 120 Personen. Die beiden Sitzbereiche sind durch Ticketautomaten, Monitore und das runde Hüttchen der Bahnhofsinformation voneinander getrennt. Hier werde ich in den kommenden Monaten meine teilnehmenden Beobachtungen durchführen.

Der Wiener Westbahnhof ist einer der ältesten Bahnhöfe Wiens und hat demnach nicht immer so ausgesehen, wie eben beschrieben. Erst seit seiner Neueröffnung im Jahr 2012 als „ÖBB-BahnhofCity Wien West“, nach einer grundlegenden und mehrjährigen Renovierung, besteht er in seiner jetzigen Form. Unabhängig von seinem baulichen Zustand ist der Westbahnhof jedoch seit seiner Ersteröffnung Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur infrastrukturell von Bedeutung, sondern auch als sozialer Treffpunkt im urbanen Gefüge verankert. Ich selbst kann mich kaum an den „alten“ Westbahnhof erinnern, weiß jedoch, dass es ein Ort war, den ich nicht allein besucht habe. Auch in den Erzählungen älterer Wiener:innen, mit denen ich in meinem erweiterten Umfeld im Kontext meiner Forschungsarbeit gesprochen habe, hat der Westbahnhof oftmals das Image eines sozialen Brennpunkts inne. Für viele repräsentiert er eine Stätte von Unsicherheit, Gefahr und moralischer Abweichung. In ihren Anekdoten vom Westbahnhof tauchen oft die sogenannten „Drangler“<sup>2</sup> auf, die sich im Bahnhof sowie in den umliegenden Beisl<sup>3</sup> trafen. Auch in einem Interview mit dem Bahnstationsmanager des Westbahnhofs, das ich im Zuge meiner Forschung führte, spiegeln sich diese Eindrücke wider. So erzählt er, dass der Außenbereich des Bahnhofs sowie der Gürtel „einfach ein großer Umschlagplatz“ für diverse soziale Interaktionen, Prozesse und Randgruppen sei (I, 01.02.2023). Der Westbahnhof kristallisiert sich als Knotenpunkt sozial und gesellschaftlich relevanter Themen heraus, die sich dort, wie in einem Schmelztiegel, bündeln. Der Bahnhof als bekannter, sichtbarer und offener Ort vereint „alle Themen einer Stadt ..., von Drogen über Obdachlosigkeit ... Bettelei, Prostitution. Alle Themen finden sich am Bahnhof und alle Themen sind so, ... dass sie im Wesentlichen immer da sind“, so der Bahnstationsmanager (I, 01.02.2023). In diesen Beschreibungen zeigt sich ein mehrdimensionales Geflecht aus Raum, sozialen Dynamiken und urbanen Problematisierungen, das sich am Westbahnhof manifestiert.

Auch eine Studienkollegin, erinnert sich daran, dass sie den Westbahnhof nie als besonders angenehm empfunden hat. „Aber ein Treffpunkt war’s jedenfalls immer schon, besonders für

---

<sup>2</sup> „Drangler“ ist ein wienerischer Ausdruck für einen gewohnheitsmäßigen Trinker oder eine Person, die dem Alkohol nicht abgeneigt ist.

<sup>3</sup> Beisl meint, definiert nach dem Langenscheidt Lilliput Wörterbuch für Wienerisch, Kneipe oder eine niedere Gaststätte, mit einfacher Küche. Beiseln werden von ihren Gästen oft aufgesucht (Langenscheidt 2023).

gesellschaftliche Randgruppen. Ich muss aber zugeben, dass ich selber eher geschaut habe, dass ich schnell wegkomme dort, vor allem am Abend als Frau“ erzählt sie mir in einem Gespräch über mein Forschungsvorhaben. Diese Doppelrolle, als öffentlicher Transitraum und als Ort intensiver, teils umstrittener Sozialität hat den Westbahnhof über die Jahrzehnte seines Bestehens geprägt.

Diese Spannungen zeigen sich nicht nur in den individuellen Erzählungen, sondern auch in den offiziellen institutionellen Darstellungen. Besonders deutlich wird mir das beim Durchblättern eines Bildbands zur Geschichte des Wiener Westbahnhofs, der mir vom Bahnstationsmanager als Geschenk überreicht wurde. Darin heißt es, dass der Umbau im Zuge der Sanierung einem städtebaulichen Gesamtkonzept folgte. Im Vordergrund standen dabei die Modernisierung, die Sicherheit, die Aufwertung des Standortes als „Tor zur Mariahilferstraße“ sowie eine Erweiterung der Dienstleistungsangebote (May 2012: 34). Bereits zu Beginn der Umgestaltung äußerten insbesondere sozialaktivistische Akteur:innen wie Sozialarbeiter:innen die Sorge, dass der Umbau zur Verdrängung von Randgruppen und sozialen Praktiken am Westbahnhof führen könnte (Brock et al. 2010). „Viele entstandene Nischen ... sind nach einem Umbau dann natürlich bewusst vermieden worden, dann ist es natürlich nicht mehr so einfach [herumzuliegen], ... das versucht man ja bei den Umbauten umzusetzen“, werden diese Intentionen in der Planung angedeutet (I, 01.02.2023). Gleichzeitig grenzt man sich auf institutioneller Ebene von einer zu rigiden Politik der Exklusion und neoliberaler Stadtplanung ab: „Ich bin ja kein Menschenjäger. Ich will, dass sich unsere Kunden und unsere Besucher wohlfühlen und sich sicher fühlen. Und der, der sich nicht daran hält, dass der rausgeht. Das will ich. Aber ich will nicht ein Regime aufziehen wo ich sage so oder so musst du ausschauen, weil sonst fliegst du raus. Das war nie der Anspruch“ (I, 01.02.2023).

Hier zeigt sich eine zentrale Ambivalenz: Einerseits ist der Bahnstationsmanager in seiner Funktion mitverantwortlich für Prozesse von Zugang und Ausschluss, andererseits betont er sein Unbehagen gegenüber allzu harter Exklusionsmechanismen. Damit weist er auf die schwierige Balance zwischen Zugänglichkeit, Sicherheitsdiskursen und sozialer Vielfalt hin, die sich am Westbahnhof ausdrücken.

Auch die dreijährige Sanierung zwischen 2008 und 2011, in deren Zuge die verkehrsinfrastrukturelle Bedeutung des Westbahnhofs durch die Eröffnung des Hauptbahnhofs relativiert wurde, änderte wenig an seinem Stellenwert im sozialen Gefüge der Stadt. Vielmehr zeigt sich, dass der Westbahnhof als ein „Wohnzimmer für jene, die keines haben“ fungiert, was

auch damit zusammenhängt, dass der „Westbahnhof auf mehreren Ebenen sympathisch ist“ (Burgstaller/Von Usslar 2017; I, 01.02.2023). Offiziell ist er auf Konsum, Effizienz und Transit ausgerichtet. Faktisch wird er jedoch auch für informelle Formen von Alltag genutzt. Diese Spannungen sind tief in seiner räumlichen Struktur verankert.

Der Umbau ab 2010 markiert einen deutlichen Bruch: Das neue Raumkonzept soll den Bahnhof als konsumorientierte „BahnhofCity Wien West“ neu positionieren. Wirtschaftliche Interessen oder die „Neukonstruktion der Bedeutung von Bahnhöfen an sich“ als „innerstädtische Erlebniswelt“ wie Brock et al. es beschreiben sind hier jedoch nicht die einzigen einflussreichen Faktoren (Brock et al. 2010: 1). Auch Denkmalschutzvorgaben und Ästhetik spielen eine wesentliche Rolle für die Neugestaltung. Die Konstruktion des Wartebereichs, der das Zentrum meiner Auseinandersetzung darstellt, gilt rückblickend als besondere Herausforderung in Gestaltung und Planung. Die obere Etage der Bahnhofshalle „war der einzige Platz, wo man das [den Wartebereich] hätte machen können. Und das ist auch das Einzige gewesen, wo das Denkmalamt gesagt hat: Ja, das ist in Ordnung, eine Bank. Das hat durchaus nichts Schreiendes, nichts, was diese Kargheit der 50er Jahre stört“ (I, 01.02.2023). Die ursprüngliche Planung, ausschließlich einen „Food Court“ zu installieren und auf herkömmliche Sitzmöglichkeiten zu verzichten, wurde nach „intensiver Abstimmung mit dem Denkmalamt“ verworfen. Stattdessen entschied man sich, „die Food-Court-Bereiche wegzuräumen und ... die Wartebänke aufzustellen, um das Thema aufzulösen“ (I, 01.02.2023). Diese räumlichen Interventionen strukturieren bis heute, wer sich in der Bahnhofshalle wo aufhalten kann und welche Nutzungen sichtbar oder unsichtbar gemacht werden.

Als ich also an diesem Maitag in den Wartebereich komme, ist die Luftfeuchtigkeit erstaunlich hoch, und das Atmen durch das feste Material der FFP2-Maske, die ich aufgrund der gesetzlichen Pandemiemaßnahmen<sup>4</sup> trage, strengt mich bereits nach wenigen Minuten an. Ich bemerke, dass nicht alle Nutezr:innen des Wartebereichs die Maskenpflicht beachten. Masken sind unters Kinn gezogen, liegen auf freien Sitzen oder sind um Handgelenke geschlungen. Sie werden erst dann hastig aufgesetzt, wenn Mitarbeiter des Security-Teams der ÖBB oder Polizeibeamt:innen ihre Kontrollgänge durch den Wartebereich machen.

Trotz des geschäftigen Treibens und der Präsenz verschiedener Sicherheitsakteur:innen wirkt die Atmosphäre entspannt. Jede Sitzreihe ist bis auf wenige Plätze belegt. Besonders die letzte Reihe ist dicht besetzt. Die dort sitzenden Männer scheinen alle in einem ähnlichen Alter zu

---

<sup>4</sup> Mit Mai 2021 gab es eine Reihe an bundesweiten Öffnungsschritten, die Maskenpflicht in öffentlichen Innenräumen blieb jedoch bestehen.

sein. Manche von ihnen sind in ein angeregtes Gespräch vertieft, während andere auf ihre Smartphones konzentriert sind. Immer wieder gehen Männer an der Gruppe vorbei, die per Handschlag begrüßt werden. Einige dieser Männer werde ich im Laufe meiner Forschungsaufenthalte etwas näher kennenlernen.

Bei genauerem Hinsehen entdecke ich, dass fast alle Männer dieser letzten Sitzreihe ihre Handys an den Steckdosen unter den Sitzen angeschlossen haben. Ich lasse meinen Blick daraufhin zu den anderen Reihen schweifen: Ein Großteil der Nutzer:innen lädt Geräte auf. Ich bemerke zudem, dass sich fast ausschließlich Männer im Wartebereich aufhalten, etwas das mir bis zu diesem Moment nicht aufgefallen war. Ich möchte es genau wissen und beginne die Anwesenden zu zählen und mein Eindruck bestätigt sich: 21 Männer und zwei Frauen. Eine davon sitzt in einer der vorderen Reihen und ist sportlich gekleidet, mit blond-grauem Haar, das zu einem hohen Zopf zusammengebunden ist. Auf dem freien Sitzplatz neben ihr steht ein in die Jahre gekommener Trekkingrucksack. Sie liest Zeitung und wendet sich immer wieder ihrem Sitznachbarn zu, der ebenfalls eine Zeitung auf dem Schoß liegen hat. Ihr Umgang miteinander wirkt routiniert und vertraut – Innerhalb der nächsten paar Wochen werde ich sie als Susi und Hansi kennenlernen.

Von meinem Platz in der vorletzten Reihe sehe ich wenig von den vorderen Sitzplätzen, also setze ich mich in die zweite Reihe, neben einen jungen Mann, der sich mir als Paul vorstellt. Er trägt Hemd und Anzughose, neben ihm steht ein Plastikbeutel. Er erzählt, dass er hier seine Mittagspause verbringt: „Praktisch – da kann ich mein Essen mitbringen, eine halbe Stunde sitzen, bevor’s weitergeht.“

Im Laufe meines mehrstündigen Aufenthalts gehen in regelmäßigen Abständen auch Security-Mitarbeiter<sup>5</sup> durch die Halle. Sie lassen ihre Blicke prüfend schweifen, sprechen einzelne Personen an, ermahnen, sanktionieren und gehen weiter.

Einige Stunden nach meinem ersten Ankommen am Westbahnhof nähert sich eine junge Frau dem Wartebereich. Sie zieht einen großen schwarzen Koffer hinter sich her, während sie ein schlafendes Kleinkind im Kinderwagen schiebt. Sie steuert auf einen der Randplätze in der ersten Reihe zu – gekennzeichnet als reserviert für Menschen mit Behinderungen, Schwangere und Personen mit Kindern. Erst als sie mit ihrem Koffer an mir vorbeigeht, fällt mir auf: Sie ist die erste Person an diesem Tag, die ich als Reisende wahrnehme.

---

<sup>5</sup> In meiner gesamten Feldforschung erlebe ich keine Frau als Teil des Security-Teams, weswegen ich mich im Folgenden bewusst auf die männliche Form beschränken werde.

Bereits an diesem ersten Tag meiner Feldforschung beschleicht mich den Eindruck, nicht an einen herkömmlichen Transitraum geraten zu sein. Geprägt von gesellschaftlichen Bildern eines Bahnhofswarteraumes, bin ich bis zu diesem Zeitpunkt davon ausgegangen, dass Menschen dort lediglich auf den nächsten Zug warten und sich kaum mehr als kurze Momente darin aufhalten würden. Der Wartebereich wirkt trotz seiner Lage inmitten der Bahnhofshalle überraschend entkoppelt vom Reisegeschehen und dem angegliederten Einkaufszentrum. Erst der Moment, als die junge Frau mit dem Rollkoffer den Wartebereich durchquert, hebt hervor was mir bis dahin nicht aufgefallen war: Reisende als vermeintliche Norm fehlen fast gänzlich. Dieser kurze, fast beiläufige Kontrast verändert meine Perspektive auf den Raum nachhaltig – weg von der Vorstellung eines öffentlichen Transitraumes, hin zu etwas, das ich in diesem ersten Moment noch nicht benennen kann. Denn bis zu diesem Punkt war ich auch in meiner anthropologischen Perspektive geprägt von einflussreichen Arbeiten wie der von Marc Augé (1994), der Transitorte als „Nicht-Orte“ beschrieben hat, die kaum soziale Interaktionen oder Praktiken hervorbringen können.

Doch die beobachteten Situationen verweisen auf das Gegenteil: Entgegen dominanter Vorstellungen, dass Menschen in urbanen Transiträumen wie dem Westbahnhof passiv, isoliert, oder störend seien, zeigt sich hier ein anderes Bild. Die Anwesenden im Wartebereich gestalten ihre Zeit divers, sie interagieren miteinander, nutzen die Infrastruktur, sie wechseln Blicke, Gesten und Worte. Um diesen Aspekt des Handelns auch terminologisch sichtbar zu machen, werde ich die Personen des Wartebereichs von hier an als Nutzer:innen bezeichnen.

Diese Dynamiken alltäglicher Interaktionen mit Anderen und dem Raum, haben mir bereits früh das Gefühl vermittelt mich in einem Gemeinschaftsraum zu befinden und nicht in einem vermeintlich anonymen städtischen Raum.

Diese frühen Eindrücke haben den weiteren Verlauf meiner Forschung entscheidend geprägt. Sie führen mich zu der Frage, wie sich Interaktionen, Praktiken und soziale Beziehungen im Alltag des Wartebereichs entfalten und welche Bedeutung dabei räumliche Bedingungen und Zeitregime haben. Besonders in den Blick rücken im Zuge meiner Forschung Handlungen im Kontext von Sorge und sozialer Sicherung, die eng mit den räumlichen Dynamiken des Wartebereichs verwoben sind. In der folgenden Auseinandersetzung soll daher aufgezeigt werden, wie Sorge in einem so dynamischen Raum wie dem Westbahnhof Gestalt annimmt.

Da Alltag und Tagesstruktur zentrale Ausgangspunkte meiner Forschung bilden und die zuvor aufgeworfenen Fragen zu Interaktionen, Praktiken und Sorgeprozessen gerade in der alltäglichen Praxis der Nutzer:innen sichtbar werden, dient der Tag, von morgens bis nachts,

zugleich als analytischer Eintrittspunkt und strukturgebendes Element dieser Arbeit, auch inspiriert von Henri Lefebvres (2004) Werk *Rhythmanalysis*. Der Wartebereich folgt dabei auch seinem eigenen Takt, bestimmt durch Fahrpläne und Öffnungszeiten ebenso wie durch die Bewegungen und Interaktionen seiner Nutzer:innen.

In dieser Analogie verweisen die Kapiteltitel – der Morgen, der Mittag, der Nachmittag und die Nacht – nicht nur auf eine spezielle Tageszeit, sondern sind immer auch sinnbildlich zu verstehen. Dass die ethnographischen Beschreibungen, die diese Auseinandersetzung tragen, nicht immer strikt den tatsächlichen Tageszeiten zugeordnet sind, soll im weiteren Verlauf daher nicht irritieren.

Der Morgen steht hier für den Beginn, die Einleitung in die Forschungsarbeit und dabei gewissermaßen für den Aufbruch in eine Untersuchung, die sich im Verlauf des „Tages“ immer weiter verdichtet. Der Morgen eröffnet so den Zugang zu einem Raum, dessen multiple Facetten und sozialer Rhythmus erst nach und nach sichtbar werden. In den folgenden Kapiteln, die am Ende des Abschnitts noch genauer skizziert werden, wird der Wartebereich Schritt für Schritt in seinen unterschiedlichen Dimensionen beleuchtet.

Um diese Überlegungen zunächst in einen breiteren disziplinären Rahmen einzubetten, diskutiert der folgende Paragraf die zentralen theoretischen Bezugspunkte und verortet meine Auseinandersetzung in einschlägigen anthropologischen und sozialwissenschaftlichen Debatten. Anschließend widme ich mich eingehend meinem empirischen Zugang.

## **1.2. Anthropologische Diskurse: Sorge, soziale Sicherung und Raum**

Im Zuge meiner mehrmonatigen Feldforschung im Wartebereich des Wiener Westbahnhofs (Mai 2021 bis September 2021 und Jänner 2022 bis Februar 2023), haben sich insbesondere soziale Beziehungen und Handlungen im Kontext von Sorge und sozialer Sicherung als prägend gezeigt. Diese Aspekte entfalten sich im Zusammenspiel mit den räumlichen Bedingungen des Wartebereichs. Indem ich an disziplinäre Debatten zu Sorge und Ausformungen sozialer Sicherung anschließe, ordne ich Beziehungen, Praktiken und Bedeutungen im Bereich der Sorge ein und setze sie in Bezug zu den räumlichen und zeitlichen Dimensionen des Wartebereichs.

Gestützt auf zentrale Werke der sozialwissenschaftlichen Raumtheorie begreife ich die am Westbahnhof sichtbaren sozialen Praktiken und Beziehungen zudem als Teil eines Gefüges, in dem Raum stets fortlaufend und sozial produziert und ausgehandelt wird. In meiner Auseinandersetzung mit den Dynamiken im Wartebereich bewege ich mich daher in

disziplinären Debatten rund um Sorge, soziale Sicherung sowie der urbanen Raumtheorie. Dabei verbinde ich diese drei Aspekte und zeige in der Folge, wie sich diese gegenseitig bedingen.

Das Konzept von Sorge ist in den letzten drei Jahrzehnten immer mehr in den Fokus anthropologischer Auseinandersetzungen gerückt. In der Vergangenheit wurde Sorge hauptsächlich im Kontext von Verwandtschaft, Migration, Arbeit oder Staat diskutiert; andere Kontexte und Beziehungen blieben eher unbeachtet (Chamberlayne/King 2010; Drotbohm/Alber 2015: 2). Drotbohm und Alber betonen insbesondere „work“, „kinship“ und „life-course“, um die konzeptuelle Bandbreite an Auseinandersetzungen mit Sorge zu fokussieren. Die Autor:innen illustrieren dabei, dass Sorge „unterschiedliche Kategorien des anthropologischen Denkens“ miteinander verbindet, wobei diese immer auch in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und Verbundenheit betrachtet werden sollen (ebd.: 14). Diese Einordnung unterstreicht den prozessualen und relationalen Charakter von Sorge und schließt an ein Verständnis davon an, dass Sorgepraktiken und -beziehungen die Fähigkeit innewohnt, soziale Bindungen zu schaffen, zu gestalten und von ihnen geprägt zu werden. Sorge hat dabei sowohl eine gebende als auch eine nehmende Seite (Thelen 2014).

In der öffentlichen, wie auch in der sozialwissenschaftlichen Debatte wird Sorge weitgehend mit Verwandtschaft verbunden und häufig in der privaten Sphäre verortet. Dass dies jedoch nicht immer der Fall ist und Sorge ebenso in Zwischenräumen zu finden ist, zeige ich im Laufe meiner Untersuchung des Wartebereichs des Wiener Westbahnhofs anhand der Auseinandersetzungen der genannten Autorinnen. Denn folgt man ausschließlich der Annahme, dass Sorge vordergründig entweder in rein privaten oder institutionellen Kontexten verortet ist, so lassen sich die Sorgebeziehungen, die sich im Wartebereich des Westbahnhofs gezeigt haben, nicht ausreichend erklären.

Das gemeinsame Verbringen von Zeit unter einem Dach bringt eine besondere Form sozialen Handelns und sozialer Beziehungen zwischen Menschen hervor, die sich als zueinander gehörig verstehen. Drotbohm und Alber sprechen in diesem Zusammenhang davon, dass Verwandtschaft auch so konstituiert und Sorge gelebt und geschaffen werden kann. Das Teilen desselben Raumes in Verbindung mit dem Vollziehen ähnlicher Tätigkeiten, kann soziale Zugehörigkeit, Verantwortungsgefühl und Fürsorge – kurz Verwandtschaft – erzeugen. Sorge ist demnach eine spezifische Art von „social action“ (Drotbohm/Alber 2015: 7).

Während damit die relationalen und prozesshaften Dimensionen von Sorge klar hervortreten, bleibt auffällig, dass bestimmte Kontexte, in denen Sorge praktisch gelebt wird, in den bisherigen Auseinandersetzungen eher randständig behandelt werden. Insbesondere dort, wo Menschen in öffentlichen Settings aufeinandertreffen und gemeinsam Zeit verbringen, entstehen Formen von Sorge, die sich nicht ohne Weiteres in die gängigen Zuschreibungen von privat oder institutionell einordnen lassen. Diese Schwierigkeit verweist zugleich auf die Grenzen dichotomer Betrachtungen von Sorge, wie sie in der anthropologischen Debatte lange vorherrschend waren und von Tatjana Thelen kritisch hinterfragt werden.

Sie schlägt vor, Dualismen wie privat/öffentlich und gut/schlecht zu überwinden und Sorge losgelöst von diesen Sphären zu betrachten, indem der prozessuale Charakter von Sorgebeziehungen stärker in den Fokus rückt. Gerade vor dem Hintergrund, dass der Wartebereich des Wiener Westbahnhofs ein dynamischer Raum ist, in dem eine große Bandbreite an Interaktionen und Beziehungen stattfinden, wird die Notwendigkeit, Sorge aus ausschließlich privaten Kontexten wie Verwandtschaft und Kernfamilie oder institutionellen Kontexten herauszulösen unterstrichen. Ein solcher Zugang lässt eine Refokussierung auf andere, ebenso „bedeutsame Bindungen“ und „alltagsweltliche Bedeutungen“ zu, die in der Vergangenheit oftmals übersehen wurden (Thelen 2014: 35-37). Auch die Betrachtung von Sorge als „open-ended process“ ist hier richtungsweisend (Thelen 2015: 509).

Diesem Ansatz folgend verstehe ich Sorge, als eine soziale Organisation von Beziehungen zwischen Menschen, die unabhängig von den Dichotomien privat/öffentlich und gut/schlecht funktioniert. Denn wie ich im Laufe dieser Arbeit zeigen werde, lassen sich die sozialen Prozesse und Beziehungen, wie sie sich im Wartebereich entfalten, erst dann ausreichend erfassen, wenn sie aus diesen Binaritäten herausgelöst werden. Die Beziehung zwischen den Akteur:innen, sei es den Empfänger:innen oder den Spender:innen von Sorge, ist eine relationale und prozesshafte, die auch im Mikrokosmos des Wartebereichs in einem größeren (institutionellen) Rahmen verortet ist. Die Grauzonen, das „Dazwischen“ oder, um mit Victor Turner (1969) zu sprechen, das Liminale, prägen die Dynamiken des Alltags am Westbahnhof. Gerade in diesem Zwischenraum wird sichtbar, dass Sorgepraktiken auch in einem (vermeintlich) öffentlichen Raum nicht automatisch in institutionellen oder formellen Strukturen zu verorten sind, sondern, wie Chamberlayne und King betonen, auch aus informeller Sorge hervorgehen (Chamberlayne/King 2010). Diese informellen Netzwerke spielen im Wartebereich eine wesentliche Rolle.

Die Verbindung zwischen den Akteur:innen, die durch soziale Praktiken – wie unter anderem Sorge – entsteht, lässt sich ebenfalls nicht in dichotome und vereinfachte Unterscheidungen in

formell/informell (öffentlich/privat) einteilen. Um eben diese Aspekte zusammenzudenken orientiere ich mich vordergründig an der Argumentation von Franz und Keebet von Benda-Beckmann (2007). Sie stellen insbesondere in ihrem Werk *Social Security Between Past and Future: Ambonese Networks of Care and Support* dar, wie sich in der jüngeren Vergangenheit die sozialwissenschaftliche Debatte dahingehend verschoben hat, Sorge und soziale Sicherung nicht mehr nur ausschließlich in staatlichen Kontexten zu verorten, sondern auch den „informellen Sektor“ stärker zu beleuchten. Soziale Sicherung wird, ihrer Logik folgend, durch unterschiedliche soziale Phänomene sowie soziale Beziehungen charakterisiert und entsteht dabei gleichsam sowohl durch soziale Prozesse, als sie auch durch diese gefestigt wird (ebd.: 36–37). Soziale Sicherungssysteme werden folglich nie allein durch staatliche Strukturen gewährleistet, sondern stehen wesentlich mit sozialen Beziehungen, Gemeinschaft und Praktiken wie unter anderem Sorge in Verbindung. Das Herauslösen von sozialer Sicherung aus formellen Kontexten wie staatlichen Strukturen, bedeutet jedoch nicht, dass sie ohne jegliche Ressourcen funktioniert. Ressourcen sind in diesem informellen Sektor ebenso zentral, wobei diese sowohl soziale Beziehungen als auch materielle Güter umfassen können. Im Zentrum sozialer Sicherung, die sich als Qualität sozialer Beziehungen auffassen lässt, stehen letztlich immer die Bemühungen von Individuen, Gruppen oder Organisationen, Unsicherheiten zu überwinden (ebd.: 38).

Angelehnt an Franz und Keebet von Benda-Beckmann fokussiere ich mich in meinen Auseinandersetzungen mit den Akteur:innen des Wartebereichs auf diesen informellen Sektor von sozialer Sicherung. Soziale Prozesse, Beziehungen sowie Handlungen im Kontext von Sorge am Westbahnhof zeigen auf, dass das gemeinsame Navigieren von alltäglichen Dynamiken eine bedeutsame Rolle spielt.

In den diskutierten disziplinären Zugängen zu Sorge und sozialer Sicherung, die diese Konzepte primär relational und prozessual denken, bleibt die räumliche Dimension meist implizit. Genau hier setzt meine Auseinandersetzung an: Ich verknüpfe die Debatten rund um Sorge und soziale Sicherung mit der Frage nach Raum und seinem Einfluss auf soziale Prozesse.

Sozialwissenschaftliche Debatten rund um Sicherheit und Kontrolle machen ebenfalls deutlich, wie stark Raum, Sicherheit und Kontrolle ineinandergreifen. Dabei haben sich anthropologische Arbeiten zu Sicherheit und Kontrolle seit den 2000er Jahren stark von einer engen Betrachtung polizeilicher oder staatlicher Gewalt gelöst. Aufbauend auf Governmentality Studies (Foucault 2009; 2021 [1975]) wurde zunehmend untersucht, wie Sicherheit durch alltägliche Praktiken, Infrastruktur und urbane Planungslogiken produziert wird. Besonders Vertreter:innen der urbanen Anthropologie (Caldeira 2000; Goldstein 2010;

Low/Smith 2006) rücken in den letzten zwei Jahrzehnten Fragen nach Exklusion, Privatisierung und Unsicherheit, insbesondere in ihren Zusammenhängen mit Raum, ins Zentrum der Auseinandersetzung. Es sind dabei jedoch nicht nur repressive Maßnahmen, sondern auch die subtilen Regulierungen von Alltag, Verhalten und Raum die dabei wirksam werden (Miller/Rose 2008). An diesen Auseinandersetzungen orientiere ich mich in meiner Diskussion des Spannungsfelds zwischen Sicherheit und Kontrolle, das sich im Wartebereich entfaltet.

Wie der schwedische Sozialanthropologe Ulf Hannerz in seinem prägenden Werk *Exploring the City: Inquiries Toward an Urban Anthropology* (1980) darlegt, entwickelte sich die Untersuchung urbaner Regionen in der Kultur- und Sozialanthropologie seit den späten 1960er Jahren zunehmend zu einem eigenständigen Forschungsfeld. Städte werden seitdem nicht mehr nur als Hintergrund sozialer Prozesse verstanden, sondern als komplexe, dynamische Geflechte, in denen soziale Beziehungen, Praktiken und Bedeutungen zugleich hervorgebracht und ausgehandelt werden. Ihre Ursprünge lassen sich in der Chicago School verorten, wobei das Feld lange Schwierigkeiten hatte, sich von anderen sozialwissenschaftlichen Einflüssen abzugrenzen. Mit den 1990er Jahren kam es zu einem erneuten anthropologischen Interesse an den Konzeptionen von Ort und Raum (Espinosa 2024; Low/Zuñiga-Lawrence 2003).

Insbesondere Ulf Hannerz und Setha Low waren zentral für die Etablierung der urbanen Anthropologie in ihrer heutigen Form. Sie betonten die Notwendigkeit, die Stadt als Feld theoretisch zu erfassen und sie weder zu idealisieren noch rurale Standards oder Methoden auf urbane Kontexte zu übertragen (Hannerz 1980; Low 1996, 2011; Low/Zuñiga-Lawrence 2003). Diese Aspekte bleiben, wie Heracio Espinosa (2024) hervorhebt, bis heute zentral für die kritische Weiterentwicklung der urbanen Anthropologie als eigenständiges Forschungsfeld. Damit etabliert sich Stadt als vielschichtiges, heterogenes kulturelles Gefüge, das für die Hervorbringung sozialer Beziehungen eine zentrale Bedeutung hat (Kukla 2021).

Meine Forschungsarbeit gliedert sich neben der disziplinären Debatte um Sorge und soziale Sicherung auch in diese Tradition der urbanen Anthropologie ein. Um die am Westbahnhof stattfindenden sozialen Beziehungen sowie Sorge- und Sicherungspraktiken zu erfassen, scheint es mir notwendig, sie in einem raumtheoretischen Rahmen zu betrachten. Dabei erweist sich insbesondere Henri Lefebvre, eine der Schlüsselfiguren der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung dessen Werke *Recht auf Stadt* und *The Production of Space* bis heute großen Einfluss auf die disziplinäre Debatte haben, als wegweisend. Sein Konzept von Raum als gesellschaftlich produziert, affektiv aufgeladen und relational konstituiert, bietet eine

fruchtbare Linse für meine Auseinandersetzung mit dem Westbahnhof. Es macht die Wechselwirkungen zwischen alltäglichen Praktiken von Sorge, informellen Sicherungsnetzwerken und den materiellen, planerischen sowie institutionellen Bedingungen des Bahnhofs sichtbar (Lefebvre 1994). So lassen sich soziale Prozesse nicht isoliert, sondern als Zusammenspiel von Praxis, Bedeutungszuschreibung und Raumproduktion untersuchen. Lefebvre unterscheidet in diesem Zusammenhang drei Ebenen: den praktischen Raum (spatial practice), den konzipierten Raum (representations of space) und den erlebten Raum (representational space). Diese Ebenen durchdringen einander und stehen in einem widersprüchlichen, aber produktiven Verhältnis und sind nicht voneinander zu trennen (ebd.: 33). Dieses Verständnis von Raum als durchwegs sozial produziert, ermöglicht mir so, den Wartebereich des Westbahnhofs in seiner Dynamik und räumlichen sowie sozialen Komplexität zu verhandeln, indem ich ihn zugleich als materiellen Ort, als institutionell geplantes Umfeld und als gelebten und angeeigneten Raum fasse, in dem soziale Beziehungen und Sorgepraktiken hervorgebracht, ausgehandelt und transformiert werden.

In meinem Verständnis des öffentlichen Raumes orientiere ich mich zusätzlich an Setha Low (2023), die betont, dass es keine feste Definition gibt, sondern öffentlicher Raum vielmehr durch Nutzung und Zugänglichkeit bestimmt ist, nicht durch physische Merkmale (ebd.: 26). Diese Ambiguität erklärt sich aus den vielfältigen Ebenen und Facetten, die den öffentlichen Raum prägen. Ein Raum kann durch Personen, Bedeutungszuschreibungen und Praktiken öffentlich gemacht werden und dabei zwischen unterschiedlichen Graden an Öffentlichkeit oszillieren (ebd.). Ähnlich wie bei der Analyse von Sorge erscheint es daher notwendig, auch hier die Dichotomie von öffentlich und privat aufzulösen. Gerade diese Fluidität, die Low hervorhebt, macht ihren Ansatz in Kombination mit Lefebvres Trialektik besonders geeignet, um die dynamischen und komplexen Praktiken von Sorge und sozialer Sicherung sichtbar zu machen.

Gleichzeitig ist zu beachten, dass Lefebvres Konzept seit seinem Erscheinen auch durchaus kritisch diskutiert wurde – als zu schwammig, übertheoretisiert, eurozentrisch oder ethnographisch schwer zu operationalisieren (Espinosa 2024; Low/Zuñiga-Lawrence 2003; Simone 2004, 2010). Auch möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass Lefebvres Konzeption von Raum als sozial in den Sozialwissenschaften keineswegs neu ist. Hilda Kupa (2003) weist in ihrem Artikel darauf hin, dass bereits Durkheim und Mauss ihrer Zeit die Idee eines spezifischen sozialen Raumes eingeführt haben (ebd.: 247f.). Dennoch dient speziell Lefebvres Auseinandersetzung in der urbanen Anthropologie vielfach als heuristischer Ausgangspunkt

und wichtige Grundlage für kritische Entwicklungen des Forschungsfeldes. Für meine Arbeit ist Lefebvres räumliche Trialektik kein bloßes theoretisches Modell, sondern viel mehr eine produktive Linse, um die Dynamik im Wartebereich und die sozialen Beziehungen und Interaktionen zu erfassen. Im Zusammendenken mit Sorge und sozialer Sicherung zeigt sich jedoch besonders deutlich, dass Raum nicht nur Kontext, sondern selbst Bedingung, Ressource und Ausdrucksform sozialer Praktiken ist.

Die anthropologische Literatur zu Sorge und sozialer Sicherung bleibt in Hinblick auf Raum bislang eher still, wie oben bereits angedeutet. Während zahlreiche Arbeiten die Bedeutung von Verwandtschaft, Staat oder Institutionen für Sorgebeziehungen herausgearbeitet haben, wird der konkrete Einfluss räumlicher Konstellationen auf die Herausbildung und Aufrechterhaltung von Sorgepraktiken bislang kaum thematisiert. Auch wenn im Sammelband von Drotbohm und Alber auf die Konstruktion von Verwandtschaft durch eine räumliche Komponente Bezug genommen wird, so geht es auch hier vordergründig um Personen, zwischen denen bereits unabhängig des geteilten Raumes eine Bindung besteht (Drotbohm/Alber 2015; Leinaweaver 2015). Meine Arbeit setzt genau an dieser Stelle an, indem sie Raum, Sorge und soziale Sicherung zusammendenkt und dies anhand des Fallbeispiels des Wartebereichs des Wiener Westbahnhofs illustriert. Dieser Ort stellt einen besonderen Typus öffentlichen Raumes dar. Er ist hochgradig dynamisch, durchlässig und fluide – geprägt von ständiger Bewegung, wechselnden An- und Abwesenheiten sowie einer permanenten Verschränkung von Innen- und Außenräumen. Gerade diese Fluidität bildet jedoch die Voraussetzung dafür, dass inmitten dieser Flexibilität stabile, wenn auch teils fragile, soziale Beziehungen und Sorgepraktiken entstehen können. Im gemeinsamen Verweilen, in der geteilten Nutzung desselben Raumes und im Vollzug alltäglicher Routinen, werden Formen sozialer Zugehörigkeit und Sicherung hervorgebracht, die sich nicht auf private oder institutionelle Sphären reduzieren lassen. Im Wartebereich zeigt sich, wie öffentliche Räume selbst zu aktiven Bedingungen sozialer Praxis werden und damit für ein erweitertes Verständnis von Sorge und sozialer Sicherung sowie Vorstellungen von öffentlich/privat zentral sind.

### **1.3. Empirischer Zugang**

Die Basis der vorliegenden Forschungsarbeit entstand ursprünglich im Rahmen eines Seminars zu Wien als urbanem Raum, das ich im Sommersemester 2021 am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien besucht habe. Bereits während der

Auseinandersetzung im Seminar wurde deutlich, dass der Wartebereich des Wiener Westbahnhofs weit mehr ethnographisches Potenzial birgt, als sich in diesem begrenzten Rahmen bearbeiten ließ. Die Beschäftigung mit diesem Raum und seinen Nutzer:innen fesselte mich so, dass die Seminararbeit lediglich den Ausgangspunkt für eine eigenständige, vertiefte Untersuchung darstellte. Ausgehend von der Praxis des Wartens, auf die ich mich in der Seminararbeit konzentriert habe, wurden im weiteren Forschungsprozess die Aspekte der räumlichen Dimension und der sozialen Beziehungen, insbesondere im Kontext von Sorge und sozialer Sicherung dominanter.

Im Folgenden gehe ich daher genauer auf meinen Forschungsprozess ein. Ich skizziere meinen Feldzugang, die angewandte Methodik sowie Schwierigkeiten, mit denen ich im Laufe meiner Forschung konfrontiert war. Erste Beobachtungen entstanden zunächst spontan und ohne institutionelle Absicherung. Ein Feldzugang, der bald Fragen nach formalen Genehmigungen, nach meiner eigenen Position im Raum sowie nach den Bedingungen meiner Anwesenheit aufwarf.

### **1.3.1. Die Covid-19 Pandemie als Kontext und privilegierter Eintrittspunkt**

Meine ethnographische Feldforschung im Wartebereich des Wiener Westbahnhofs erstreckte sich – mit einigen pandemiebedingten Unterbrechungen – vom Frühjahr 2021 bis ins Frühjahr 2023. Diese Zeit war noch immer geprägt von diversen Einschränkungen, gesetzlichen Vorgaben und der gesamtgesellschaftlichen Zäsur der Covid-19-Pandemie. Diese hatte grundlegende Auswirkungen auf soziales und gesellschaftliches Leben und hat sich insbesondere auch im öffentlichen Raum manifestiert. Viele Anthropolog:innen haben in dieser Zeit über die weitreichenden Auswirkungen, auch auf die Forschungspraxis, geschrieben (z.B. Andits 2020; Appadurai 2020; Kuiper 2020; Low/Maguire 2020). Die Pandemie war in diesem gesamten Forschungsprozess so etwas wie Fluch und Segen zu gleich. Sie erschwerte zum einen durch Ausgangsbeschränkungen und Lockdowns meinen Forschungsprozess vor Ort, zwang mich mehr als einmal die Forschung zu unterbrechen und behinderte mich auch immer wieder in der Kontaktaufnahme oder im Kontakthalten mit Nutzer:innen des Westbahnhofs. Zum anderen fungierte sie für mich zugleich auch als Linse und privilegierter Eintrittspunkt, um die sozialen Praktiken und Beziehungen überhaupt als solche zu erkennen. In einer Zeit, in der sozialer Kontakt auf ein Minimum beschränkt war, traten die Dynamiken im Wartebereich umso deutlicher hervor. Denn entgegen meiner Annahme, dass öffentliches Leben überall auf Sparflamme läuft und nur die „Schatten“ zurückgeblieben sind, wie Setha Low und Mark Maguire es beschrieben haben, erlebte ich den Wartebereich des Westbahnhofs als äußerst

lebendig (Low/Maguire 2020: 309). Er stellte sich für mich als einer der wenigen öffentlichen Räume der Stadt heraus, die selbst während strenger Ausgangsbeschränkungen im Jahr 2021 belebt, zugänglich und voller Sozialität blieben. Erst durch diese Prozesse, die für mich durch die Covid-19 Pandemie offengelegt wurden, konnte ich quasi mit einem „common sense“ brechen, wie Bourdieu und Wacquant es nennen und vermochte so den Wartebereich aus einem neuen Blickwinkel zu sehen (Bourdieu/Wacquant 2013: 269). Weg von seiner bloßen Funktion als Transitraum oder Warteraum, hin zu seiner Qualität als sozialem Raum – zu dem, was in ihm geschieht und wie er im alltäglichen Handeln seiner Nutzer:innen produziert wird.

### **1.3.2. Der Warteraum als ethnographisches Feld – Zugang, Hürden und Präsenz**

Die zentrale Methode meiner Forschungsarbeit ist die der teilnehmenden Beobachtung, ergänzt durch leitfadengestützte Interviews und informelle Gespräche mit Nutzer:innen des Wartebereichs und anderen institutionellen Akteuren. James Fernandez (2003) hat in Bezug auf die Methode der teilnehmenden Beobachtung gesagt, sie sei ein „effort to turn the spaces we ...inhabit into places with whose feeling tones we are familiar. Participation enables us to feel ... what our informants feel in the spaces they occupy“ (Fernandez 2003: 187). Bei meinen Aufenthalten am Westbahnhof habe ich wie die anderen Nutzer:innen auch die Infrastruktur genutzt, bin auf den Sitzen gesessen, habe mein Smartphone an den Steckdosen angesteckt und habe meine Zeit dort verbracht, an sozialen Praktiken teilgenommen und Gespräche geführt. So wie es die Nutzer:innen des Wartebereichs auch gemacht haben. Diese räumlichen Erfahrungen zu machen hat mir nicht nur geholfen mich in den Wartebereich einzufühlen, wie Fernandez es meint, sondern es hat mir auch verdeutlicht, dass ich mich, wie die anderen Nutzer:innen auch in einer Art reproduktivem und reflexivem Dialog mit dem Raum befinde. Der Wartebereich des Westbahnhofs, den ich durch die Methode der teilnehmenden Beobachtung auch körperlich erfahren habe, ist damit jedoch nicht bloß im geographischen Sinne mein ethnographisches Feld geworden, sondern auch auf sozialer und emotionaler Ebene. Laut Raymond Madden ist es genau diese „Synthese aus konkretem Raum und Untersuchungsraum, die das ethnographische Feld definiert (Madden 2023: 43).

Im Laufe dieser Zeit führte ich in diesem ethnographischen Feld 40 teilnehmende Beobachtungen durch. Dabei habe ich die Dauer meiner Aufenthalte, die Wochentage und Tageszeiten oft abgewechselt, um den Wartebereich in all seinen möglichen Facetten zu erleben und kennenzulernen. Nur so war es mir möglich gewisse Aspekte zu verstehen, beispielsweise,

dass die Sonneneinstrahlung einen erheblichen Einfluss auf die Verteilung der Nutzer:innen im Raum hat oder dass viele Nutzer:innen das Auf- und Absetzen der verpflichtenden FFP2 Maske auf die Kontrollgänge der Securities abgestimmt haben. Nach meinem ersten Ankommen im Feld im Mai 2021 habe ich zahlreiche informelle Gespräche geführt, die im Laufe meiner weiteren Forschung die Basis für ausgedehntere Gespräche oder kurze, leitfadengestützte Interviews wurden. Für die Auswertung und Interpretation orientierte ich mich an den Prinzipien der Grounded Theory (Strauss/Corbin 2010).

In den ersten Wochen meiner initialen Feldforschungsphase (Mai bis September 2021) führte ich meine teilnehmenden Beobachtungen ohne formale Genehmigung durch. Ich hatte zu Beginn der Forschung schlicht nicht daran gedacht, den Zugang institutionell abzusichern, da der Wartebereich für mich wie ein großes Wohnzimmer oder ein großer offener Pausenraum wirkte. Trotz der Präsenz institutioneller Akteur:innen (Securities, Reinigungspersonal etc.), blieben die hierarchischen Strukturen des Westbahnhofs für mich erstmal unsichtbar. Erst durch einige Gespräche mit Studienkolleg:innen im Herbst 2021, die im Kontext ihrer anthropologischen Arbeiten den Feldzugang oftmals als Hürde oder Problem beschrieben haben, begann auch ich mir tiefergehende Gedanken darüber zu machen und den Raum wieder neu zu begreifen. Eine offizielle Forschungsgenehmigung der ÖBB zu bekommen, erwies sich erstmal als recht formloser Akt. Nach meiner initialen Erhebungsphase im Sommer 2021 und meiner pandemiebedingten Forschungspause, schrieb ich also vor meiner zweiten Erhebungsphase im Dezember 2021 eine E-Mail an den Bahnmanager des Westbahnhofs und erhielt einige Wochen später einen Rückruf von einer seiner Mitarbeiter:innen, Frau Meier. Sie stellte mir einige Fragen zu meinem Forschungsvorhaben und wollte insbesondere meine Absichten wissen, die ich mit dieser Erhebung verfolgte. Hier beschlich mich zum ersten Mal der Eindruck, dass ich mit eventuellen Einschränkungen meiner Forschung konfrontiert sein könnte. Frau Meier beendete unser erstes Telefongespräch damit, dass sich der Bahnmanager persönlich mit mir in Verbindung setzen werde und mich über den weiteren Vorgang informieren würde. Die nächsten zwei Wochen wartete ich ungeduldig und zusehends nervös auf die Antwort des Bahnmanagers und überlegte zu dem hin und her, wie ich mit meiner initialen Phase der Datenerhebung umgehen sollte. Ich hatte die Sorge, dass ich diese Daten, die so elementar für meine Forschung sind, nicht verwenden könnte, wenn ich der institutionellen Seite gegenüber erwähnte, ohne Genehmigung im Wartebereich forschertisch tätig gewesen zu sein. Mich beschäftigte zudem die Frage, ob eine Weiterverwendung der Daten ohne vollständige Transparenz gegenüber der institutionellen Akteur:innen ethisch vertretbar wäre. Ich beschloss die Antwort des Bahnmanagers erstmal abzuwarten und dann weiter

über mein Vorgehen zu entscheiden. Diese kam glücklicherweise in der zweiten Januarwoche 2022, mit der Mitteilung, dass ich die Genehmigung bekommen hatte, die Forschung durchzuführen. Das Gefühl der Erleichterung ist mir bis heute noch in Erinnerung. Die Antwort ermutigte mich so weit, dass ich dem Bahnstationsmanager eine ausführliche E-Mail zurückschrieb, in der ich auch erwähnte, dass ich, ohne zu wissen, eine Genehmigung zu benötigen, bereits Daten erhoben hatte und fragte, ob ich diese trotz dessen weiterhin verwenden durfte. Seine positive Antwort kam prompt. Doch nur unter der Bedingung, von nun an meine Besuche im Wartebereich vorab anzukündigen, meine Besuche auf zwei Stunden am Stück zu beschränken und nicht mit dem Sicherheitspersonal zu sprechen, bzw. sofern ich dies schon getan hätte, daraus gewonnene Daten keinesfalls zu verwenden. Ich nahm die Bedingungen an und hatte von da an eine positive Forschungsgenehmigung.

Diese Hürden im Zugang und meine Auseinandersetzung damit waren durchaus produktiv für meine Forschungsarbeit und nicht vordergründig ein Problem, denn hier zeigen sich Aspekte der Kontroll- und Ordnungspolitik sowie Grenzen und Exklusionsmechanismen des Raumes, die mir schon in meinen teilnehmenden Beobachtungen begegnet sind. In meinem Forschungszugang spiegeln sich also auch gewissermaßen diese Kontroll- und Sicherheitsaspekte wider, auf deren Beschaffenheit und Auswirkung auf das alltägliche Leben der Nutzer:innen des Wartebereichs ich insbesondere in *Kapitel vier*, näher eingehen werde. Zudem zeigt sich hier auch, dass der Wartebereich des Westbahnhofs, wie der Westbahnhof selbst, eben auch Teil einer institutionellen hierarchischen Struktur ist. Der Raum ist kein tatsächlicher Freiraum, auch wenn es in vielerlei Hinsicht so wirken kann, sondern ist durchzogen von Regeln (z.B. Hausordnung) sowie vielschichtigen Ebenen und Übergängen zwischen dem „Innen“ und „Außen“.

### **1.3.3. Forschungsprozess, Beziehungen und Herausforderungen**

Nicht alle meiner durchgeführten teilnehmenden Beobachtungen, Interaktionen oder Interviews sind in meine Auseinandersetzung im Rahmen der vorliegenden Arbeit eingeflossen. Ich habe im Laufe meiner Forschung 20, in Länge, Form und Struktur verschiedene, Interviews geführt. Alle davon haben im Wartebereich und meist spontan stattgefunden, auch wenn ich die Interaktionspartner:innen in den meisten Fällen dabei bereits kannte und nicht zum ersten Mal getroffen habe. Als Interview fasse ich hier alle Gespräche, die durch einen Leitfaden, den ich im Laufe meiner ersten Forschungsphase entwickelt habe, gestützt waren. In manchen Fällen

waren diese strukturierten Gespräche mein erster Kontakt mit Nutzer:innen, aus denen sich in Folge längere Bekanntschaften entwickelten.

Schon am Anfang meiner Forschung habe ich mich dazu entschieden, kaum Interviews mit Nutzer:innen aufzuzeichnen. Bei einem meiner ersten Besuche im Wartebereich war ich noch von der Idee eingenommen jedes Interview aufnehmen zu müssen, um keine Nuancen des Gesprächs zu verpassen oder gar, um über belegbare Daten zu verfügen. Ich fragte also einen jungen Mann, der sich mir als Marcus vorstellte, im Zuge unseres Gesprächs, ob ich dieses mit dem Handy aufzeichnen dürfe. Er verneinte nicht, aber seine Verunsicherung war spürbar. Marcus fragte mich besorgt, wofür ich die Aufnahme bräuchte: „wer bekommt das“ wiederholte er immer wieder. Sein sichtliches Unwohlsein löste in mir ein Gefühl von Schuld und Scham aus, dies überhaupt aufgebracht zu haben. Ich versicherte ihm, dass niemand diese Aufnahmen bekommen würde und ich ihn in meiner Forschung anonymisieren würde. Er nickte, aber seine Unsicherheit war immer noch merklich. Ich steckte mein Handy ein und versicherte ihm, dass ich keine Aufzeichnung machen würde und dass auch sonst kein Aspekt unseres Gesprächs Teil meiner Forschung werden würde, wenn er das nicht wollte. Marcus schüttelte den Kopf und erklärte „nein nein, das ist kein Problem, du darfst verwenden, was ich sage, aber Aufnahme ist schwierig, weil wenn meine Arbeit das hört und ich schlecht über sie rede, kann das schlecht werden für mich“. Wir hatten bis dahin nicht über seine Arbeitsstelle geredet, aber ich begann seine Unsicherheit nun etwas besser zu begreifen (TB 10.05.2021). Seit dieser Interaktion mit Marcus habe ich auf Aufzeichnungen oder das Aufbringen davon in der Interaktion mit Nutzer:innen des Wartebereichs verzichtet und stattdessen direkt im Anschluss Gedächtnisprotokolle angefertigt. Ich als Ethnographin war gewissermaßen selbst mein primäres Werkzeug und mein gesamter Körper funktionierte wie ein Aufnahmegerät, wie Raymond Madden es formuliert (2023: 23).

Anders verhielt es sich nur bei meinem Interview mit dem Bahnhaltsmanager, das bis zum Ende meiner Forschung das einzige tatsächlich aufgezeichnete Interview bleiben würde. Für die Zitation dieses Interviews verwende ich daher, anders als bei den nicht aufgezeichneten Gesprächen, das Kürzel I (Interview) sowie das Erhebungsdatum (I, 01.02.2023). Nicht aufgezeichnete Gespräche wurden als Notizen im Rahmen meiner teilnehmenden Beobachtungen dokumentiert und sind daher entsprechend mit TB sowie dem Erhebungsdatum gekennzeichnet.

Das Gespräch mit dem Bahnhaltsmanager habe ich mir bewusst bis zum Ende der Forschungsphase im Februar 2023 aufgehoben, um gezielt alle bis dahin aufgeworfenen Fragen stellen zu können. Dieses leitfadengestützte Interview mit dem Bahnhaltsmanager vermittelte

mir einen wichtigen Einblick in institutionelle Sichtweisen auf den Wartebereich. Insbesondere wie gesellschaftliche Prozesse interpretiert werden, welche ökonomischen und politischen Interessen sich im Raum niederschlagen und wo Diskrepanzen zwischen allgemeinen Annahmen, praktischen Durchführungen und der offiziellen institutionellen Linie sichtbar werden. Es eröffnete mir damit auch einen Zugang zur Verwaltungsebene, ihren Agenden und Perspektiven. Der Kontakt zu weiteren institutionellen Akteur:innen blieb mir jedoch verwehrt, insbesondere zum ÖBB-Sicherheitspersonal, das im Alltag eine zentrale und sehr sichtbare Rolle im Raum einnimmt und damit auch in meiner Auseinandersetzung bedeutsam wurde, was im Verlauf der Arbeit deutlich wird. Trotz des ausgesprochenen Gesprächsverbots konnte ich im Rahmen meiner teilnehmenden Beobachtungen dennoch ihre Interaktionen mit den Nutzer:innen, ihre Handlungsweisen und Zugänge dokumentieren.

Dass ethnographische Feldforschung immer auch eine persönliche und emotionale Erfahrung ist, habe ich besonders in meinen Beziehungen zu den Nutzer:innen erfahren. Mit zunehmender Vertrautheit erlebte ich nicht nur einmal ein Gefühl im Kontext von Sorge um Interaktionspartner:innen, wenn sie an manchen Tagen nicht anwesend waren und Freude, wenn ich sie nach längerer Abwesenheit wiedersah. Besonders deutlich zeigte sich das in meinen Beziehungen zu Hansi und Susi. Hansi übernahm im Laufe der Forschung zunehmend die Rolle eines Gatekeepers, stellte mir oft neue Interaktionspartner:innen vor, meist eingeleitet mit dem Satz „Mit dem/der musst du auch unbedingt reden, der/die ist immer hier und hat ganz viel zu erzählen“. Hansi war es auch, der mich eingeladen hat bei meinen Aufenthalten im Wartebereich mit ihm und seinen Bekannten zu sitzen. Diese Einladung und das gemeinsame Sitzen riefen in mir den Eindruck hervor, in ihrer Gruppe nicht nur geduldet, sondern auch akzeptiert zu sein.

Im Laufe meiner Feldforschung wurde es für mich zur Routine nach meinem Ankommen im Wartebereich erstmal einen Blick in die Sitzbereiche zu werfen und eine Bestandsaufnahme der Anwesenden zu machen. Wenn ich vertraute Nutzer:innen wie beispielsweise Susi, Hansi oder Ali nicht wie erwartet antraf, machte sich nicht nur Enttäuschung in mir breit, sondern auch ein gewisses Unwohlsein. In solchen Situationen kam oftmals der Wunsch in mir auf, sie über den Wartebereich hinaus kontaktieren zu können und nicht so elementar auf den Raum angewiesen zu sein. In diesen Situationen nahm ich den Raum in seiner Dynamik und Fluktuation auch als auferlegte Grenze und Schwierigkeit wahr. Dies löste in mir auch Unsicherheiten in Bezug auf die Beziehungen und Zugänge zu manchen Personen aus. Ich hatte Sorge, diese nicht halten zu können, insbesondere dann, wenn sich der Prozess des in Kontakttretens als schwierig gestaltete, wie beispielsweise mit Susi. Sie war für mich eine zentrale Person im Wartebereich

und doch war es besonders schwer mit ihr in Beziehung zu treten, in einen tieferen Austausch zu kommen und den Kontakt nicht abreißen zu lassen. Dies änderte sich auch im Laufe der Forschung nicht.

Als ähnlich herausfordernd empfand ich Situationen, in denen Interaktionspartner:innen die ich besser kannte, aus dem Raum verwiesen wurden, was des Öfteren vorkam. Diese Situationen verbanden meine Rolle als Forscherin mit meinen Beziehungen im Feld und den Herausforderungen des Feldzugangs. Mehrmals verspürte ich dabei den Wunsch, in Situationen des Raumausschlusses zu intervenieren, hielt mich aber – auch aus Angst um meinen eigenen fragilen Zugang – zurück. So verhandelte auch ich meine Positionalität im Feld immer wieder aufs Neue, mit mir aber auch mit meinem Umfeld.

Manche meiner Besuche waren auch unabhängig davon mit Unwohlsein verbunden, was zum einen mit meiner Position als Forscherin zusammenhing, zum anderen aber auch mit meiner Rolle als Frau im öffentlichen Raum. Der Wartebereich ist, wie viele Orte des öffentlichen Lebens, von vergeschlechtlichten Dynamiken durchzogen, die auch meine Forschung geprägt haben. Raum ist immer auch geschlechtlich kodiert und bietet unterschiedliche Zugänge, Sicherheiten und Handlungsmöglichkeiten für Männer und Frauen, wie Doreen Massey in ihrem Werk *Space, Place and Gender* schreibt (1994). Dies zeigt sich neben meiner Rolle als Frau im öffentlichen Raum auch in meinem Feldzugang, der nicht minder von vergeschlechtlichten Machtverhältnissen durchzogen ist. Gespräche und Beziehungen im Wartebereich sind davon nicht losgelöst, denn auch ich habe mir meine Interaktionspartner:innen gewissermaßen ausgesucht, indem ich ausgewählt habe auf wen ich zugehe und die Intensität der Begegnungen damit oftmals ebenso beeinflusst habe. Zu Beginn meiner Forschung nutzte ich diese vergeschlechtlichten Dynamiken als Gelegenheit zum Austausch, wenn insbesondere Männer im Wartebereich das Gespräch mit mir suchten. Ich war froh über jede Interaktion und jedes Gespräch. So auch an einem Tag Ende Mai.

Ich komme etwas gehetzt in den Wartebereich und weiß nicht so recht wo hin mit mir. An meinem letzten Besuch hatte ich mich nicht getraut Gespräche mit Nutzer:innen zu führen. Umso mehr verspüre ich heute den Druck Kontakte zu knüpfen und mich mit Nutzer:innen zu unterhalten, meine Zeit, so lange die Covid-19 Bestimmungen gelockert sind, gut zu nutzen. Ich setze mich also direkt neben zwei Männer, die sich beide über einen Ordner beugen, der sich auf dem Schoß des einen Mannes befindet. Ich blicke interessiert zu ihnen hinüber, was sie nach einigen Minuten bemerken. Der Mann mit dem Ordner lächelt mich schüchtern an und ich erwidere sein Lächeln reflexartig. Normalerweise versuche ich es eher zu vermeiden Männer im öffentlichen Raum anzulächeln, doch ich denke daran, dass ich mich in einem Forschungssetting befinde und ja gerne

mit den beiden in Kontakt treten möchte. Ich spreche die beiden also an und erfahre, dass sie – sie stellen sich mir später als Refat und Arthur vor – den Wartebereich des Westbahnhofs im Laufe der Pandemie zu ihrem temporären Treffpunkt und Arbeitszimmer auserkoren haben. „Wir kommen seit dem ersten Lockdown hier her, weil man da miteinander sein darf und genug Platz hat und man nicht verscheucht wird“ meint Arthur zu mir. Vor den pandemiebedingten Ausgangsbeschränkungen haben sie sich oft in einem Café oder Park getroffen, aber das war in den letzten Monaten nicht möglich. „Hier ist es besser, weil es gibt Sitze, Steckdosen und es passt bei jedem Wetter“ ergänzt Refat Arthurs Erzählungen. So weit so gut denke ich mir, und ärgere mich etwas über mich selbst und meine Vorbehalte. „Wenns Sommer ist gehma dann vielleicht wo anders hin, aber hier ist es einfach super und so viele nette Leute, die man treffen kann“ meint Refat und zwinkert mir dabei zu. „Zu früh gefreut“ denke ich mir, denn diese Geste des Zwinkerns löst sogleich ein unangenehmes Gefühl in mir aus. Mein Bedürfnis mich aus dem Gespräch zurückzuziehen wird noch größer als er mir eine Visitenkarte hinhält und meint „da ist meine Handynummer drauf, da kannst du mich immer erreichen. Und jetzt würde ich dich gerne in ein sehr gutes Lokal von einem Freund ausführen“. Ich verneine, bedanke mich aber für die Einladung und sage Refat, dass ich keinen Hunger habe und hier im Wartebereich auch noch etwas länger beschäftigt sein werde. „Na komm schon“ erwidert er darauf und beugt sich etwas näher zu mir. Ich versuche den Abstand wieder herzustellen und stehe auf. „Nein wirklich nicht“ versuche ich bestimmt, aber freundlich zu antworten. Refat scheint langsam zu verstehen und sagt „na dann halt ein anderes Mal, ich bin eh oft da und warte auf dich“ er lacht und setzt fort „oder du rufst mich einfach mal an“.

Ich weiß nicht mehr recht, was ich darauf antworten soll, hin und hergerissen zwischen den Fragen, die ich den beiden noch so gerne stellen möchte und meinem Impuls mich dieser Situation schnell zu entziehen. Ich entscheide mich dafür, mich an diesem Punkt zu verabschieden und versuche eine höfliche, aber doch bestimmte Antwort zu finden. Ich bedanke mich nochmal für das Gespräch, murmle etwas von Nachhause gehen und meinem Partner und wünsche den beiden noch einen schönen Tag und drehe mich danach um und gehe in Richtung der Bahnsteige. Ich brauche etwas Luft und Abstand zu den Sitzbereichen. Auf meinem Weg dahin drehe ich mich immer wieder um, das Gefühl beobachtet zu werden lässt mich nicht ganz los. Als ich mich das letzte Mal umdrehe, trifft mein Blick auf den von Refat, der mir daraufhin zuwinkt und Anstalten macht aufzustehen. Ich drehe mich schnell wieder nach vorne und beschleunige meine Schritte (TB 26.05.2021).

Eine solche Situation steht hier exemplarisch für eine Vielzahl an Situationen. Mehrfach wurde ich nach Gesprächen auf einen Kaffee oder zum Essen eingeladen oder nach meiner Handynummer gefragt. Oft war mir das unangenehm und ich verließ kurz darauf den Raum. Zugleich zeigten mir solche Momente die Durchlässigkeit der Grenzen des Wartebereichs: ich

konnte jederzeit hinausgehen. Dieses Wissen und die Möglichkeit, mein Feld zu verlassen, ist nicht selbstverständlich in ethnographischen Kontexten. Mit der Zeit lernte ich jedoch, nicht immer sofort zu gehen, sondern eignete mir andere Strategien des Umgangs an, beispielsweise den Sitzbereich zu wechseln oder durch das Bahnhofscenter zu gehen, um Abstand zu gewinnen. Nach unangenehmen Begegnungen kostete es mich oft Überwindung erneut Nutzer:innen anzusprechen – etwas, das meine Positionalität im Feld veränderte und meinen Blick auf Dynamiken erweiterte. Ambivalenzen auszuhalten, beispielsweise wie hier zwischen Dankbarkeit für Kontakte und Unwohlsein durch aufdringliches Verhalten und Grenzüberschreitungen, wurde Teil meiner Forschungserfahrung. Dies lässt sich im Sinne Donna Haraways als Ausdruck situierter Vulnerabilität<sup>6</sup> fassen, wobei mein Geschlecht nicht als Problematisierung oder störender Bias, sondern als integraler Bestandteil meiner Wissensproduktion und der Wahrnehmung sozialer Dynamiken im Wartebereich wirkt (Haraway 1998).

Ein zusätzlich entscheidender und erschwerender Einschnitt in meinen Forschungsprozess war die erneute Verschärfung der Pandemiesituation. Ab Herbst 2021 führte die Covid-19 Lage zu abermaligen harten Lockdowns. Ich pausierte meine Feldaufenthalte zwischen Oktober 2021 und Jänner 2022 in diesem Zusammenhang. Nach einem sehr intensiven Sommer war diese Pause schwer für mich und zugleich auch spannend, später an den Westbahnhof zurückzukehren. Die Pause meiner Feldaufenthalte wirkte sich nicht nur auf den Rhythmus meiner Datenerhebung aus, sondern schärfte auch mein Bewusstsein für meine eigene Rolle im Feld: Der vorübergehende Abstand pausierte auch Beziehungen zu Nutzer:innen. Dabei eröffnete sich eine neue Fragilität des Feldzugangs sowie meiner Kontakte im Feld. Daraus erwuchs auch die Notwendigkeit, nach der Wiederaufnahme meiner Forschung am Westbahnhof behutsam und sensibel an bereits etablierte Kontakte anzuknüpfen.

Mit der Zeit entwickelte ich eine zunehmende Vertrautheit mit dem Setting des Wartebereichs. Der Westbahnhof wurde für mich zu einem vertrauten Ort, fast wie das Wohnzimmer einer Wohngemeinschaft. Gleichzeitig war ich nie einfach nur Nutzerin, sondern immer auch auf meinen ethnographischen Blick konzentriert, um die soziale Welt der Nutzer:innen zu erfassen, wodurch meine Arbeit ebenso viel über meine persönlichen Ansichten verrät wie über die der Nutzer:innen (Breidenstein et al. 2015: 8; Madden 2023: 95). Ich spreche in meiner

---

<sup>6</sup> Haraway beschreibt die Perspektive, die die Verwobenheit von Wissen, Position und Verwundbarkeit anerkennt und damit zeigt, dass Erkenntnis immer aus einem bestimmten, relationalen Standpunkt erfolgt.

Auseinandersetzung davon, wie die Nutzer:innen den Wartebereich gestalten, produzieren und ihre Zeit dort verbringen. Dabei stehe ich nicht außerhalb, sondern bin selbst Teil der Raumproduktion: ich nehme an Praktiken teil, bringe meine eigenen Normen und Werte mit, und meine Vorstellungen von Zeitverbringen, öffentlich/privat oder produktiv/unproduktiv haben sich im Laufe der Forschung immer wieder verschoben und neu zusammengesetzt.

Ich passte mich auch an die Gegebenheiten und die Dynamiken an, indem ich beispielsweise Jottings, also kurze, Stichwortartige Aufzeichnungen, direkt am Smartphone festhielt und dieses dabei an einer der Steckdosen auflud. Denn schon früh habe ich gemerkt, dass es nicht nur unpraktisch in diesem Setting ist in ein Notizbuch zu schreiben, ich wurde auch immer skeptisch gemustert oder beobachtet. Dass ich den Bahnhof auch als Nutzerin kenne, brachte mich früh zu Fragen von Subjektivität und Reflexivität: Inwieweit beeinflussen meine eigenen Erfahrungen meine Forschung? Ermöglicht mir das eine reflexivere Position – oder behindert es sie? Diese Fragen begleiteten mich bis zum Ende meiner Forschung.

In der vorliegenden Arbeit habe ich mich insbesondere auf einen kleineren Kreis an Nutzer:innen konzentriert, mit denen ich mehrmaligen oder intensiveren Kontakt hatte. Die Auswahl der Interaktionspartner:innen, die für meine Auseinandersetzung mit dem Wartebereich eine Rolle spielen, hat sich auch im Laufe meiner mehrmaligen Datenorganisationen, Auswertungs- sowie Schreibphasen sukzessive geändert. Die fortwährende Entscheidung, welche Interaktionspartner:innen in meiner Arbeit zu Wort kommen und welche nicht, reflektiert nicht nur die situative Dynamik meiner Feldbeziehungen, sondern verweist auch auf zentrale ethnographische Fragen von Repräsentation, wie bereits Clifford und Marcus (2010) sie aufgebracht haben. Welche Stimmen werden sichtbar, welche bleiben unsichtbar, und wie wirken meine eigenen Entscheidungen und Perspektiven auf die Darstellung der sozialen Welt im Wartebereich ein? Auch nach dem Ende meiner regelmäßigen Aufenthalte im Wartebereich beschäftigen mich diese Fragen sowie einzelne Begegnungen und Gesprächssequenzen weiterhin bis heute.

#### **1.4. Ein Tag im Wartebereich des Westbahnhofs**

Wie Ulf Hannerz (1980) es einmal formuliert hat, mischen wir uns in der Stadt unter andere, sodass Gemeinschaft immer auch eine urbane Dimension hat, die zwar einerseits geographisch beschränkt ist, aber gleichzeitig nur durch Durchmischung unterschiedlicher Gruppen und Räume entstehen kann. Diese urbane Dimension von Gemeinschaft möchte ich in meiner Arbeit am Beispiel des Wiener Westbahnhofs nachzeichnen.

Ich habe lange überlegt, wie ich den multiplen Prozessen, Lebensrealitäten und Dynamiken, die sich im Wartebereich kulminieren im Rahmen und der Struktur einer Masterarbeit gerecht werden kann und wie das alltägliche Leben, das dort stattfindet, sinnvoll nachgezeichnet werden kann. Dann bin ich auf das posthum veröffentlichte Werk *Rhythmanalysis: Space, Time and Everyday Life* von Henri Lefebvres (2004) gestoßen, das mich dazu inspiriert hat den Wartebereich anhand eines seiner zentralen Takte zu betrachten: den Tageszeiten. Anhand dieser folge ich den sozialen und räumlichen Prozessen, die von ausschließlich gemeinsamer Raumnutzung, losen Bekanntschaften und Interaktion bis hin zu Sorge und sozialer Sicherung reichen. Ich möchte die Leser:innen gewissermaßen einladen mich und die Nutzer:inenn des Westbahnhofs einen Tag lang von morgens bis abends zu begleiten und dabei sowohl offensichtliches sowie vermeintlich unscheinbares genauer unter die Lupe zu nehmen.

Das obige Kapitel, stellt hier als Einführung in die Forschungsarbeit *den Morgen* dar. Die Zeit des Tages, wo man sich orientiert, einen Überblick verschafft, um dann tiefer in die Materie einzudringen. Hier habe ich den Wartebereich als Feld, den theoretischen Rahmen, in den sich meine Forschungsarbeit eingliedert sowie meinen empirischen Zugang dargestellt.

Anschließend daran, widme ich mich in *Kapitel zwei, der Mittag*, zu Beginn dem Raum selbst und zeige im Folgenden, wie Zeitregime und Gemeinschaft sich im Wartebereich ausdrücken. Mittag symbolisiert hier nicht nur den zeitlichen Höhepunkt des Tages, der Dominantes und Offensichtliches im Vordergrund hat. Auch vermeintlich unsichtbares, das sich nicht aufdrängt soll hier in den Blick genommen werden. Zentrale Akteur:innen sind hier Ali, Reza, Murat, Kemal, Ahmet und Mustafa. Ihre räumliche Praxis, divergierende Zeitwahrnehmungen und Praktiken im Kontext von Gemeinschaft und sozialer Sicherung stehen im Zentrum der Diskussion.

In *Kapitel drei, der Nachmittag*, vertiefe ich anhand der Geschichten von Susi, Hansi und Peppi die Diskussion um soziale Praktiken und Beziehungen zwischen den Nutzer:innen des Wartebereichs. Dabei zeige ich, wie sich Handlungen im Kontext von Sorge und sozialer Sicherung ausdrücken, wie diese ausverhandelt werden und welche Normen und Werte darin zum Vorschein kommen.

Ganz im zyklischen Rhythmus des Tages, schließt diese Arbeit die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem *Kapitel vier, die Nacht*. Wie es für allgemeine Zuschreibungen

der Nacht passend ist, sind hier auch die Akteur:innen mehr in Dunkelheit gehüllt und weniger sichtbar. Als zentrale Interaktionspartner:innen stehen Peppi, Michi, Rudi, Heinz und Elisabeth hier im Fokus. Hier widme ich mich dem Spannungsfeld von Sorge und Kontrolle, das im Wartebereich besteht. Dabei stehen nicht nur Handlungen im Kontext von Sorge zwischen den Nutzer:innen im Vordergrund, sondern auch Interaktionen und Beziehungen mit institutionellen Akteur:innen wie den Sicherheitsmitarbeitern.

Abschließend werde ich in der *Conclusio*, den Tag am Westbahnhof und damit meine Analyse Revue passieren lassen.

## 2. Der Mittag

### 2.1. Räumliche Praxis, Temporalität und Gemeinschaft im Wartebereich

**Mittag** – das ist der Höhepunkt des Tages. Die Sonne strahlt in die Bahnhofshalle, leuchtet sie regelrecht aus. Mittag bezeichnet in diesem Kapitel mehr als eine Tageszeit, mehr als eine rhythmische Struktur gesellschaftlichen Lebens. Es ist jener Moment, in dem alles aufs Äußerste sichtbar scheint: die Nutzer:innen des Bahnhofs, seine elementaren Funktionen, Schilder und Anzeigetafeln. Inmitten des offensichtlichen Geschehens zeigen sich jedoch auch andere Geschichten. Mittag lässt sich hier zu einem methodologischen Vergrößerungsglas umfunktionieren– es macht sichtbar, was im Vordergrund steht, und lässt zugleich das weniger Präzente durchscheinen. Die Zeit des Dazwischen kommt zum Vorschein. Der Wartebereich wird zu einem Ort, an dem unterschiedliche Lebensrhythmen nebeneinander verlaufen, sich kreuzen und gemeinsam den Raum hervorbringen. Produktivität, Inaktivität und Gemeinschaft können hier gleichzeitig bestehen, sich überlagern, parallel und miteinander verlaufen. Zwei dieser Geschichten des Dazwischen drehen sich um Ali und Reza und werden im Folgenden etwas näher vorgestellt.

Es ist ein drückend warmer Tag im Mai. Das Licht im Wartebereich wirkt diesig auf mich, obwohl helles Licht durch die großen Fenster in die Bahnhofshalle fällt. Ich wähle einen freien Sitzplatz in der vorletzten Sitzreihe neben einem älteren Mann mit buschigem Schnurrbart, der eine Dose Energy-Drink in der Hand hält. Ich werde ihn in wenigen Augenblicken als Ali kennenlernen.

Immer wieder dringt lautes Gelächter und Gesprächsfetzen auf türkisch aus der letzten Reihe durch das geschäftige Treiben in der Bahnhofshalle. Jede Sitzreihe ist belegt, die Luft schwer und der süßliche Geruch von Alis Getränk hängt mir in der Nase. Die anderen Nutzer:innen um mich herum scheinen in Handys, Zeitungen oder Gespräche vertieft zu sein, nur Ali hat nichts dergleichen vor sich. Er nippt immer wieder an seiner Dose, blickt ins Leere oder zu der achtköpfigen Männergruppe in der letzten Reihe, die sich lautstark unterhält. Ich schätze sie auf ein ähnliches Alter wie Ali, zwischen 60 und 70 Jahre alt. Soweit ich es erkennen kann, sitzen sie in einer fast identen Zusammensetzung beisammen, wie an all meinen bisherigen Aufenthalten auch.

Das Gespräch, das bis zu mir dringt, scheint konstant und in immer unterschiedlicher Beteiligung stattzufinden. Manche der Männer sind auf ihre Smartphones konzentriert, während einer ein Nachmittagsschläfchen hält. Immer wieder wird der Gruppe im Vorbeigehen zugewunken, manchmal bleiben Männer stehen, schütteln Hände und wechseln ein paar Worte, bevor sie ihren Weg durch die Bahnhofshalle fortsetzen. Zwischen den Sitzen verschwinden bunte Ladekabel in den Steckdosen wie futuristische Schlingpflanzen.

Ali scheint so wie ich diese Szenerie zu beobachten. Das Gespräch zwischen den Männern wird lauter und zu meiner Überraschung ruft plötzlich Ali den Männern in diesem Moment etwas zu. Alle lachen. Ali wechselt ein paar Worte mit einem der Männer, richtet aber nach diesem kurzen Moment der Interaktion seinen Blick wieder auf den Energy-Drink in seiner Hand. Schon lange ist es nicht mehr vordergründig diese Männergruppe, die meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, sondern Ali. Von meiner Neugierde angetrieben, drehe ich mich zu Ali hinüber. Er schaut auf und bevor ich ein Wort herausbekomme, richtet er seine Aufmerksamkeit schon wieder auf das Handy in seinem Schoß. Ich debattiere innerlich, ob dies eine Ablehnung war oder doch bloß eine an den öffentlichen Raum angepasste Reaktion auf unvorhergesehenen Blickkontakt. Ich beschließe die Reaktion vorerst als zweiteres zu interpretieren und räuspere mich „Entschuldigen Sie“, beginne ich an Ali gewandt das Gespräch. Als ich ihn nach der Situation frage, zuckt er nur unverbindlich mit den Schultern. Er erzählt mir, dass er die anderen „natürlich gut“ kennen würde. Ich bin neugierig und frage ihn, warum er sich dann nicht zu ihnen setzt, worauf Ali erwidert: „Ich bin gerne allein. Ich komme nicht wegen den Freunden, sondern weil da kann ich sitzen und allein sein, nicht reden, nichts tun, einfach sein. Zeitverlieren mache ich hier“. „Aber dort“, er nickt in Richtung der Männergruppe, ein Mundwinkel zu einem flüchtigen Lächeln verzogen, „ist immer was los, immer Spaß, manchmal ich mag ich’s, aber heute ist’s nichts für mich“. Ali gibt immer genau zu verstehen, dass das Gespräch für ihn beendet ist. Ein abschließender Satz so wie jetzt, bevor er seinen Blick wieder auf das alte Smartphone in seinem Schoß oder die Getränkedose in seiner Hand richtet (TB 25.05.2021).

Die eben beschriebene Situation zeigt die Nutzung einer bestimmten Gruppe des Wartebereichs und eröffnet eine neue Perspektive auf soziale Praktiken und Interaktionen im Spannungsfeld zwischen Alleinsein, Gemeinschaft und Temporalität. Ali und auch andere Nutzer:innen entscheiden scheinbar nach Lust und Laune, ob sie in Stimmung für Gesellschaft sind oder doch lieber ihre Ruhe genießen wollen. Der Wartebereich tritt hier als Raum hervor, der unterschiedliches Zeit-, Raum- sowie Gemeinschaftserleben ermöglicht, entgegen seiner auf den ersten Blick starr wirkenden initialen Funktion. Alis Erzählungen und seine Zeitbeschreibung als „Verlust“ eröffnen den Blick auf eine Schwelle zwischen Gemeinschaft und sozialem Rückzug, Aktivität und Passivität und verorten diese in einem größeren räumlichen und zeitlichen Kontext.

Zur selben Zeit nutzen und erleben andere Besucher:innen des Warteraumes diesen unterschiedlich. Besonders deutlich wird das am Beispiel von Reza, einem jungen Mann, der den Warteraum ganz anders in seinen Alltag integriert.

Später am selben Tag hat die städtische Rushhour begonnen; die Bahnhofshalle ist voller Menschen. Sie strömen von der Halle zu den Zügen oder von den Bahnsteigen in die Halle. Die Sitzbereiche sind allerdings weniger besetzt als noch einige Stunden zuvor. Ich sitze mittlerweile in der letzten Sitzreihe, die Männergruppe, die diese zu Mittag eingenommen hatte, ist im Laufe der letzten halben Stunde tröpfchenweise verschwunden.

Ich setze mich neben einen jungen Mann, etwa in meinem Alter. Er hat meine Aufmerksamkeit schnell auf sich gezogen, denn er trägt nicht wie die anderen Nutzer:innen Alltagskleidung, sondern die Arbeitskleidung einer bekannten Lieferservicekette. Seinen Blick hat er auf sein Smartphone gerichtet. Das schwarze Kabel seiner Kopfhörer hebt sich von seiner neonfarbenen Windjacke ab. Hinter ihm steht ein E-Bike, das offensichtlich zu ihm gehört. Immer wieder blickt er von seinem Handy auf und lässt seinen Blick zu seinem Fahrrad schweifen, ganz so als ob er kontrollieren würde, ob es noch hinter ihm steht. Er wirkt entspannt auf mich, vertraut mit seiner Umgebung, unbehelligt von dem teils hektischen Treiben um ihn herum. Als ich ihn anspreche, lächelt er mir freundlich zu und bittet mich langsam zu sprechen, um mich besser zu verstehen. Reza, wie er sich vorstellt, erzählt mir, dass er jeden Tag um dieselbe Uhrzeit in den Wartebereich kommt, um hier seine Pause zu verbringen. Ich bin nicht überrascht davon, dass er jeden Tag hier zu sein scheint, die Routine spürbar in seinem Verhalten. „Das Geschäft ist schlecht um diese Uhrzeit“ erklärt er. „Für Nachhause ist zu wenig Zeit, also komme ich hier her“. „Und auch gut fürs Fahrrad“. Reza scheint meinen fragenden Blick direkt zu bemerken und deutet hinter sich auf das Elektrofahrrad, „wenn ich hier bin und warte, kann ich gleich Rad anstecken und Akku voll machen“. Erst als er es anspricht, fällt mir auf, dass sein E-Bike in einer der Steckdosen unter den Sitzen zum Aufladen angesteckt ist. „Hier kann ich kommen, sitzen, Fahrrad und Handy anstecken und lernen“ beschreibt er seine Tätigkeit im Wartebereich. Reza nutzt den Wartebereich gleich auf mehreren Ebenen, er macht eine Arbeitspause, lädt sein Fahrrad auf und lernt. (TB 25.05.2021).

Die Zeit, die Reza im Wartebereich verbringt, scheint für ihn kein Zeitverlust zu sein, wie Ali es beschreibt, sondern eine Gelegenheit Dinge zu tun, für die ihm sonst Zeit fehlt.

Die beiden vorangestellten Sequenzen zeigen, dass Ali und Reza den Wartebereich und seine Infrastruktur zwar zur selben Zeit und im selben materiellen Rahmen nutzen, jedoch begegnen sie ihm mit unterschiedlichen Rhythmen, Erwartungen und Bedeutungen. Der Wartebereich wird für beide zu einer Art Schwellenraum, der sich wandelbar und flexibel präsentiert. Ein Chamäleon der urbanen Öffentlichkeit. Was in diesen Momenten zwischen Arbeit und Freizeit, Aktivität und Passivität, Gemeinschaft und Alleinsein geschieht, ist für die beiden Männer verschieden und doch besteht eine Verbindung zwischen ihnen. Beide Männer verweilen hier

nicht zufällig: Ihre Anwesenheit ist Teil einer alltäglichen Struktur, die sich nicht isoliert von räumlichen, gesellschaftlichen und soziopolitischen Prozessen entfaltet.

Die Differenz in Alis und Rezas Raumnutzung erlaubt einen Eintrittspunkt um einen neuen Blick auf das Zusammenspiel von Raum, Zeit und Gemeinschaft im Alltag des Wiener Westbahnhofs zu werfen. Sie verweist jedoch auf mehr als nur unterschiedliche individuelle Nutzungsarten eines vermeintlich öffentlichen Raumes. Vielmehr beginnt sich darin ein Netz sozialer und materieller Verflechtungen zu zeigen, das zeitliche, räumliche und biografische Dimensionen miteinander verschränkt. Der Raum selbst tritt in diesen Sequenzen in seiner Mehrdimensionalität in den Vordergrund. Der Umgang von Ali und Reza mit der räumlichen Infrastruktur zeigt, dass dieser eben nicht bloß mehrfach und multifunktional genutzt wird, sondern auch unterschiedlich ge- und erlebt wird. Hier überlagern sich die verschiedenen Raumebenen des Wartebereichs: Von seiner intendierten Funktionalität als Transitraum, der auf spezielle Weise geplant und gebaut ist bis hin zu seiner alltäglichen Praxis. Inmitten dieser Verflechtungen entsteht ein Spannungsfeld, das nicht nur von subjektiver Raumerfahrung, Temporalität und den sozialen Prozessen am Westbahnhof, sondern auch von ökonomischen und sozialen Bedingungen geprägt ist. Räume sind nicht neutral, sondern durch Praktiken, Bedeutungen und Strukturen produziert (Lefebvre 1994).

Die Wahrnehmung von Zeit, als verloren, gewonnen oder irrelevant, ist dabei nicht rein subjektiv, sondern spiegelt neben den Normen der Nutzer:innen selbst auch tief eingeschriebene gesellschaftliche Normen und Wertvorstellungen moderner spätkapitalistischer Verhältnisse wider. Die Rolle von Temporalität im Spätkapitalismus wird als weitere Dimension im Unterkapitel 2.1.2. diskutiert. Dass Zeit in einem Wartebereich einen elementaren Stellenwert hat, scheint nicht weiter besonders. Doch wie Alis Beschreibung seines Handelns als „Zeit verlieren“ unterstreicht, verlangt die Art und Weise, wie Nutzer:innen zeitliche Dynamiken erleben, verhandeln und sich dazu positionieren nach einer tiefergehenden Untersuchung. Zeit ist nicht neutral, sondern bringt soziale Realität sowie soziale Praktiken im Wartebereich hervor und strukturiert sie (Bear 2016; Postone 2010). Die dialektische Spannung, die sich aus diesen Ambivalenten Zeitwahrnehmungen und den temporalen Dynamiken entfaltet und sich in den konkreten, vielfältigen Erfahrungen der jeweiligen Nutzer:innen manifestiert, werde ich eingehender in den Blick nehmen. Insbesondere das Spannungsfeld zwischen Alis vermeintlichem Verlust und Rezas vermeintlichem Gewinn dienen mir hier als Linse.

Nachdem ich mich eingehend mit den räumlichen und zeitlichen Mustern des Wartebereichs befasst habe, werde ich abschließend in Abschnitt 2.2. untersuchen, wie Gemeinschaft und

soziale Prozesse in diesem Zusammenhang hervorgebracht werden. Anhand von Ali, Murat, Mustafa und Ahmet und anderen Mitgliedern ihrer Gruppe, werde ich zudem nachzeichnen, inwiefern sich in ihre Interpretation von Gemeinschaft auch Aspekte der räumlichen Praxis und sozialen Sicherung ausdrücken. Hiermit erweitere ich die räumliche sowie temporale Dimension des ersten Abschnitts, um die Komponente des gemeinschaftlichen (Aus)handelns. Im folgenden Kapitel kommen insbesondere Ali, Reza, Kemal, Murat, Ahmet und Mustafa als zentrale Hauptakteure zu Wort. Anhand ihrer Erlebnisse explore ich die räumliche, zeitliche und soziale Dimension des Wartebereichs und das Zusammenspiel dieser. Das Kapitel beruht dabei auf Datenmaterial, das Großteiles von teilnehmenden Beobachtungen und Gesprächen im Wartebereich aus dem Sommer 2021 und Frühling 2022 stammt.

## **2.2. Der Wartebereich als Raum der Gleichzeitigkeit**

### **2.2.1. Der Westbahnhof als mehrdimensionaler Raum**

Die eingangs beschriebenen Situationen mit Ali und Reza im Zentrum, eröffnen eine Perspektive auf den Wartebereich, die über seine intendierte Funktion als urbaner Transitraum hinaus geht. Zum einen manifestiert sich dies in der vermehrten Abwesenheit der normativ zentralen Akteur:innen eines solchen Raumes, den Reisenden, zum anderen in der mannigfaltigen Nutzung und Interpretation des Raumes, die sich deutlich von allgemeinen Vorstellungen eines öffentlichen Warteraumes abheben. Dies mag nicht zuletzt damit zusammenhängen, dass der Westbahnhof seit seinem Umbau zur „BahnhofCity Wien West“ in seiner Funktion diffus ist. Für die institutionelle Ebene ist der Aspekt, dass „wir eben nicht nur ein Bahnhof sind, sondern eben auch ein Center bzw. umgekehrt nicht nur ein Center sind, sondern eben auch ein Bahnhof“ auch eine räumliche Frage, die konstant ausverhandelt wird (I, 01.02.2023). Die Mehrdimensionalität, Komplexität und Widersprüchlichkeit, die Teil der Struktur des Westbahnhofs ist, spiegelt sich demnach sowohl in seiner Nutzung als auch dem institutionellen Verständnis wider.

Ich habe bereits in der Einleitung mein initiales Überraschungsmoment beschrieben, als ich die Vielfalt an Tätigkeiten, Nutzer:innen und sozialen Prozessen erstmals beobachtet habe. Diese innere Spannung, was ich wohl bei meinem nächsten Besuch im Wartebereich antreffen würde, hat mich bis zum Ende meiner Forschung nicht losgelassen und steht in direktem Zusammenhang mit dem räumlichen (Er)leben, auch meinem eigenen, das der Raum hervorbringt.

Kemal ist mir bereits in meiner ersten Forschungsphase im Mai 2021 aufgefallen. Er ist 71 Jahre alt, hat schütteres weiß-grau meliertes Haar und trägt eine kleine runde Brille mit einem dezenten Drahtgestell. Er hat oft eine große, abgenutzte Plastiktüte bei sich, die meist prall gefüllt ist. An einem warmen Freitagnachmittag Ende Juli gehe ich vom Wartebereich auf die Bahnhoßplattformen, um etwas frische Luft zu schnappen. Durch die Sonne, die in steilem Winkel durch die großen Fenster in den Wartebereich fällt, wird die Luft schnell warm und stickig in der Bahnhofshalle. Ich lehne mich an einen der massiven steinernen Blumentröge, als ein Mann, Kemal, meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er kommt von der linken Seite, aus der Richtung der Felberstraße und geht zielstrebig zu einer der Topfpflanzen, die zwei Meter entfernt von mir steht. Er blickt einmal über seine Schulter, dann schiebt er seine weiße Plastiktüte zwischen die grünen Blätter der Wasserlilie und die buschigen Äste der Thuje. Er macht einen kleinen Schritt zurück, kneift seine Augen leicht zusammen, so als würde er sicher gehen, dass das helle Plastik nicht auf Anhieb sichtbar ist. Sichtlich zufrieden mit seinem Werk, dreht Kemal sich um und geht durch die automatischen Türen in den Wartebereich.

Bei einem unserer späteren Gespräche wird Kemal mir erzählen, dass er gerne viel liest, am liebsten Bücher, mit denen er neue Sprachen oder etwas über Geschichte und Geographie lernen kann. „Weißt du, diese Bücher sind schwer zu schleppen. Darum lasse ich sie oft hier versteckt“ erklärt Kemal mir mit einem Lachen. „Aber manche andere Menschen oder Sicherheitsleute sind auch sehr schlecht hier und nehmen einfach weg“, führt er mit verfinstelter Miene fort. Besonders gerne nutzt Kemal die Topfpflanzen als Versteck für seine Habseligkeiten, da dort nur selten etwas verloren geht, im Unterschied zur Bahnhofshalle. Manchmal deponiert er einzelne Bücher unter den Sitzen des Wartebereichs. „Habe alles schon ausprobiert in diese Hallen. Jetzt ich weiß was am besten ist“. Er kommt in den Westbahnhof, weil er den Raum hier so nutzen kann wie er es will und weil er ein Stadtmensch ist und die Menschen und den Austausch mit ihnen braucht, betont er. (TB 26.07.2021).

Der Wartebereich produziert durch darin entstehende soziale Praktiken eine Flexibilität, die in urbanen Räumen nicht selbstverständlich ist. Selbst die fixierte Beschaffenheit der Sitzbereiche führt nicht dazu, dass die Nutzer:innen statisch in ihrer Position verharren, vielmehr entstehen durch die Mobilität der Menschen unterschiedliche räumliche Konfigurationen. In Kemals Raumnutzung wird sichtbar, wie sich unterschiedliche räumliche Praktiken überlagern, was Henri Lefebvre (1994) in *The Production of Space* als konzeptuelle Triade beschreibt, womit die Überlappung von wahrgenommenem, vorgestelltem und gelebtem Raum gemeint ist. Auch wenn seine Konzeption einen großen interpretativen Spielraum lässt, der in der urbanen

Anthropologie verschiedentlich kritisch<sup>7</sup> betrachtet wurde, bietet sie mir eine Linse, insbesondere den gelebten Alltag im Wartebereich in seiner Verbindung mit anderen räumlichen Ebenen zu durchdringen (Heracio 2024; Low/Zúñiga-Lawrence 2003). Der Raum erscheint hier zugleich als manifeste Materialität wie auch als Projektionsfläche seiner Nutzer:innen. Ein Gefüge, das durch physische Strukturen, soziale Praktiken, Bedeutungszuschreibungen und Erfahrungen hervorgebracht wird.

Die Dimension dessen, was Lefebvre als *spatial practice* bezeichnet, eignet sich als Linse um Kemals gelebten Alltag besser zu verstehen. Dabei stehen die materiellen und routinierten Handlungen, die den Raum strukturieren, im Vordergrund. Kemal bewegt sich selbstsicher und routiniert durch den Wartebereich und den angrenzenden Bahnsteig. Er sucht gezielt die Topfpflanzen auf, die für ihn einen vertrauten Ort darzustellen scheinen. Er deponiert seine Habseligkeiten (Bücher) strategisch – denn er „habe schon alles ausprobiert“ – um sich seinen Alltag zu erleichtern und sie im Areal des Westbahnhofs vor Diebstahl, Kontrolle oder Ähnlichem zu schützen. Dieses wiederholte Deponieren ist Teil seines praktischen Umgangs mit der Materialität des Wartebereichs. Seine Handlungen sind durch Erfahrungen geprägt und werden stetig durch Beobachtungen des Raumes und Interaktionen mit seiner Umgebung adaptiert: Er weiß, wo Gegenstände länger unbemerkt bleiben. In solchen alltäglichen Praktiken tritt der Raum auch als Ergebnis wiederkehrender Handlungen hervor (Lefebvre 1994: 33). Kemal macht sich den Raum durch niederschwellige und teils kaum zu bemerkende Handlungen zu eigen und passt ihn an seine Bedürfnisse an. Diese Routinen und Aneignungsprozesse verknüpfen die materielle Beschaffenheit (Sitzbänke, Pflanzentröge) mit individuellen Wünschen und Erfahrungen und machen sichtbar, wie der Wartebereich durch alltägliche Praktiken konstituiert wird. Dabei geht es nicht nur um individuelle Strategien, sondern auch um kollektive Alltagslogiken und deren Operationalisierung. Denken wir zurück an die Sequenzen zu Beginn des Kapitels, so lässt sich diese alltägliche Nutzung, also wie sich Menschen bewegen, miteinander interagieren, Gemeinschaft oder Individualität leben, als zentrale Dimension des Wartebereichs charakterisieren. Es zeigt sich an Ali, der jeden Tag in den Wartebereich kommt, der Männergruppe, die sich dort regelmäßig trifft, oder an Reza, der in seinen Arbeitspausen sein Fahrrad auflädt und dabei lernt. Sie alle produzieren und sichern den Raum in einem konstanten Rhythmus, was Lefebvre Kontinuität und Kohäsion nennt (ebd.: 33). Ihre individuellen und kollektiven Routinen füllen die Materialität mit Leben und stellen den Raum als solchen immer wieder neu her.

---

<sup>7</sup> Besonders häufig wurde er für seine zu starke Abstraktion sowie eurozentristische Prägung kritisiert, da insbesondere seine Trias nur begrenzt auf unterschiedliche kulturelle und soziale Kontexte übertragen werden können (Espinosa 2024; Low/Smith 2006; Low/Zúñiga-Lawrence 2003).

Genau hier entsteht ein Spannungsfeld zwischen der vorgesehenen, regulierten und tatsächlichen, alltäglichen Nutzung des Raumes. Der Wartebereich ist als öffentlicher, aber stark regulierter Transitraum bzw. als Bahnhofscenter gestaltet: Sitze, Pflanzen, Sitzbänke, Sichtachsen, automatische Türen erfüllen spezielle Funktionen. Diese unterscheiden sich jedoch im alltäglichen Leben der Nutzer:innen und der Planungslogik institutioneller Akteur:innen, wie unter anderem Kemals Sequenz uns zeigt. Hier entstehen oftmals Konflikte im Raum, nicht unbedingt zwischen den Nutzer:innen selbst, sondern insbesondere zwischen den unterschiedlichen Erwartungshaltungen, die an den Raum gerichtet sind. Beispielsweise, wenn „fünf alte Männer jeden Tag im Food Court auf zwei Tischen dann vier Stunden Kartenspielen, dann ist das etwas, was wir nicht wollen ... da sage ich, sollen sie woanders hingehen und Kartenspielen, aber nicht bei uns“ (I, 01.02.2023). Die Spannungen zwischen geplantem Raum und alltäglicher Nutzung im Wartebereich, die vor dem Hintergrund von Lefebvres Auseinandersetzungen, insbesondere der Ebene der Repräsentationen des Raumes, sichtbar werden, sind begleitet von Friktion. Dass diese Dimensionen nicht statisch sind und sich immer auch gegenseitig beeinflussen und bedingen, verdeutlicht sich auch darin, dass der Westbahnhof nach abgeschlossenen Umbauten immer wieder neu angepasst wird.

Leute, die halt in einer gewissen theoretischen Welt leben, haben [die Bahnhofshalle] so konzipiert, dass der Food Court Warte- und Konsumationsbereich ist, zu gleichen Teilen und zu gleichen Rechten, wenn man so will, weil es eben keine Wartebänke gegeben hat, hat man gesagt der Food Court ist genauso Wartezone. In der Realität funktioniert das nicht (I, 01.02.2023)

Das Raumkonzept wurde initial ohne die Nutzer:innen des Westbahnhofs oder die soziale Realität einer Großstadt miteinzubeziehen entworfen. Die geplanten Intentionen und die tatsächliche Nutzung gehen dabei mitunter weit auseinander. Das führt jedoch entgegen gängigen Annahmen nicht zwangsläufig zu repressiven Maßnahmen der Verdrängung, sondern auch zu räumlichen Neukonzeptionen. Der Bahnmanager beschreibt, wie er den Wartebereich nachträglich angepasst und abgeändert hat, indem er „Bänke hingestellt [hat] mit Stromanschluss, wo man sich das Handy aufladen kann“ (I, 01.02.2023). Damit endet die gegenseitige Produktion von geplantem und alltäglichem Raum jedoch nicht. Wenn wir uns an Reza erinnern, so lädt dieser an den angebrachten Steckdosen nicht nur sein Mobiltelefon auf, sondern auch den Akku seines E-Bikes und Ali konsumiert seinen Energy-Drink nicht in dem

dafür vorgesehenen Bereich des Foodcourts, sondern im Wartebereich, in dem er täglich seine Zeit verbringt.

Diese Re-interpretationen des Raumes scheinen für die Bahnhofsleitung jedoch kein Problem zu sein, die „einzige Einschränkung, die es gibt und die wir versuchen so gut als möglich mit unseren Securities und mit unseren Partnern zu machen, ist die Hausordnung, die davon spricht, dass wir eben kein Herumlungern dulden“ (ebd.). Hier zeichnet sich ab, dass den Nutzer:innen des Wartebereichs nicht bedingungslos „freie Hand“ gelassen wird, wie sie den Raum für sich nutzen oder gestalten, sondern dass ein Rahmen geschaffen wird, in dem sie vermeintlich „frei“ handeln können, dies jedoch in gewünschte und reglementierte Bahnen gelenkt wird (Miller/Rose 2008). Das Sicherheitspersonal ist ebenfalls Teil dieser Raumordnung und agiert als Kontrollinstanz („Sicherheitsleute nehmen einfach weg“ wie Kemal beschreibt). Sauberkeit, Ordnung, Sichtbarkeit und eine schnelle Durchlässigkeit sind hier zentrale Aspekte, denen ich mich eingehender in *Kapitel vier*, widmen werde.

Der Wartebereich wird von seinen Nutzer:innen, wie auch institutionellen Akteur:innen mit komplexen Symboliken, Bedeutungen, Normen und Werten aufgeladen. Das zeigt sich, wenn man genauer hinsieht darin, wie die Nutzer:innen über ihn sprechen, welche Gefühle oder Emotionen sie in Verbindung mit ihm aufbringen oder mit seiner Materialität interagieren. Angelehnt an Lefebvre könnte man sagen, es ist der Raum, wie er gefühlt, erinnert und erlebt wird. Eine Ebene, die subjektive Bedeutungen, Erzählungen und persönliche Symboliken umfasst, also gewissermaßen das Gegenteil von Planung und technokratischer Kontrolle darstellt, wobei die Durchlässigkeit des Raumes und seiner Zuschreibungen nicht außer Acht gelassen werden darf. Auch Akteur:innen der planerischen Ebene agieren nicht losgelöst von persönlichen Bedeutungen und Zuschreibungen. Hört man beispielsweise dem Bahnhofsmanager zu, wie er über den Westbahnhof spricht, so beschreibt er ihn als „heimelig“, „sympathisch“ und als Ort, an den er „viele positive Erinnerungen“ hat (I, 01.02.2023). Diese positiven Gefühle fließen seinerseits auch in den Umgang mit dem Raum und den Nutzer:innen ein und können so in Form von planerischen Neukonstruktionen, wie zuvor beschrieben, Materialität werden. Emotionale Zuschreibungen äußern sich ebenso bei den Nutzer:innen, beispielsweise wenn Reza erzählt, dass es wichtig für ihn ist in seinen Pausen in den Wartebereich zu kommen, weil er es „einfach da mag“ oder andere Nutzer:innen auf die Frage, warum sie an den Westbahnhof kommen, antworten „Weils einfach chillig is“ (TB 09.06.2021). Es sind diese affektiven Aufladungen des Raumes, die ich in Anlehnung an Mazzarellas (2020)

Überlegungen zu Affekt<sup>8</sup> nicht nur als Begleiterscheinungen sozialer Praktiken verstehe, sondern als konstitutive Kräfte, die Handlungsräume eröffnen können, Beziehungen formen und die Art und Weise prägen, wie der Westbahnhof erlebt, genutzt und ausgehandelt wird.

Die Topfpflanzen, die Kemal gezielt aufsucht, sind nicht nur praktische Verstecke für seine Bücher, sondern aufgeladen mit komplexen Symboliken. Sie vermitteln hier Sicherheit, und Vertrautheit. Sie transformieren den Wartebereich vom transitiven Durchgangsort zu einem Raum eigener Routinen und Bedeutungen, auch wenn dieser immer wieder vom Außen durchdrungen wird. Kemals Sachen verschwinden, werden von anderen Nutzer:innen oder institutionellen Akteur:innen entwendet, wodurch sich der Raum in einem konstanten Wechselspiel zwischen Aneignung und Kontrolle befindet.

Die Bücher, die Kemal mir als wichtig beschreibt, erfasse ich hier nicht allein als Habseligkeiten, die er, rein aus praktischen Gründen, für seinen nächsten Besuch im Wartebereich deponieren möchte. Kemal liest gerne, ist vielseitig interessiert. Ein Selbstbild, das er im Raum präsentiert, aufrechterhält und das dabei nicht unbemerkt von anderen Nutzer:innen bleibt. Hansi beschreibt mir Kemal mehrmals als einen „sehr klugen und gebildeten“ Mann, den er auch aus diesem Grund sehr schätzt (TB 21.07.2021). Die Bücher und sein Umgang damit im Wartebereich unterstreichen eine Seite von Kemal, die er von sich zeigen möchte.

Durch seine routinierten Bewegungen und wiederholten Handlungen, schreibt er sich zudem symbolisch in die Ordnung des Raumes ein. Der Wartebereich wird so zu seinem gelebten Raum, in dem sich Routine, Erfahrung und Erinnerung verdichten. Kemal interpretiert den Raum dabei, schreibt ihm Bedeutungen zu und gestaltet ihn nach eigenen Bedürfnissen. Gleichzeitig passiert dies nie losgelöst von dem größeren Rahmen, in den sich der Wartebereich eingliedert. Faktoren wie die Sicherheitskräfte, die regulierende Hausordnung und die Materialstruktur des Bahnhofs regulieren immerfort die Grenzen dieser Aneignung. Der Raum bleibt ambivalent, offen für persönliche Interpretationen, aber nicht frei von Kontrolle. Die Spannungsfelder zwischen vorgeplanten Funktionen, Sicherheitsregeln und den persönlichen Strategien der Nutzer:innen – wie bei Kemal das Verstecken der Bücher oder bei Reza das Aufladen seines Fahrrads – machen den Wartebereich in seiner alltäglichen Dimension sichtbar. Der Wartebereich präsentiert sich bei näherer Betrachtung nicht als isoliertes Objekt, das neutral

---

<sup>8</sup> William Mazzarella diskutiert Affekt als mehrschichtige Kategorie, die oft mit „Emotion“ gleichgesetzt wird, aber einen Bereich berührt, in dem Emotionen mit eher körperlichen Prozessen verschmelzen. Affekt verweist oft auf Dimensionen sozialer Erfahrung, die jenseits rein kognitiver oder sprachlicher Erklärungen liegen.

ist, sondern als immer im Wandel begriffen, fluide, relational und durchlässig. Die räumlichen Dimensionen verflechten sich dabei zu einem multifunktionalen Ganzen.

Die Betrachtung des Wartebereichs vor dem Hintergrund von Lefebvres Überlegungen, lässt seine Multidimensionalität und Relationalität stärker zum Vorschein kommen. Es erlaubt, den Raum über seine Funktion als bloße urbane Infrastruktur hinaus zu begreifen und Prozesse sozialer Transformation und Aneignungen des Alltags sichtbar zu machen. Es offenbart sich ein lebendiges Geflecht aus Bedeutungen, Erfahrungen und sozialen Praktiken, in dem die Nutzer:innen räumliche Grenzen fortwährend aushandeln und neu herstellen.

Der Wartebereich erweist sich demnach nicht als klassischer Transitraum im Sinne der Stadt- und Raumplaner:innen, die ihn entworfen haben, oder des französischen Ethnologen Marc Augé (1994), der ähnliche räumliche Gefüge als „Nicht-Orte“ beschrieben hat. Anders als in seiner Abhandlung dieser „Nicht-Orte“, also jene standardisierten Räume des globalen Kapitalismus, die er als quantifizierbar, duplizierbar und weitgehend beziehungsarm beschreibt, zeigt sich der Wartebereich nicht als statisch und sozial leer. Entgegen Augés Thesen, ist der Wartebereich trotz seiner initialen Funktion als Transitraum maßgeblich an der Produktion und Konstruktion von Sozialität beteiligt und für seine Nutzer:innen ein wichtiger Pfeiler in ihren Lebenswelten. Der Wartebereich lässt sich demnach als urbaner Raum verstehen, der Sozialität genauso produzieren wie auch konstituieren kann.

Raum ist dabei untrennbar mit Zeit verwoben. Die Art und Weise, wie Menschen Raum nutzen, spiegelt sich in ihren zeitlichen Praktiken und Rhythmen wider. Erinnern wir uns an Ali und Reza aus den anfänglich beschriebenen Szenen, so treten neben den räumlichen Dimensionen auch die zeitlichen klar hervor. Ihre unterschiedlichen Umgangsweisen mit Zeit im Wartebereich gewähren Einblick in die vielfältigen und teils widersprüchlichen Formen des Ausagierens von Temporalität im spätkapitalistischen Alltag.

Im Folgenden sollen die Geschichten von Ali und Reza nochmal aufgegriffen und etwas vertieft werden, um zu verdeutlichen, wie Zeit im Wartebereich unterschiedlich gelebt wird.

### **2.2.2. Zwischen Verlust und Gewinn? – Zeitregime des Wartebereichs**

Die Rahmung des Wartebereichs als multidimensionaler Raum zeigt, wie Materialität, soziale Beziehungen und gelebte Bedeutungen ineinandergreifen, sich gegenseitig hervorbringen und reproduzieren. Doch Raum entfaltet sich nie losgelöst von Zeit. Es sind nicht bloß die Nutzer:innen die in ihren individuellen Zeitrhythmen operieren; der Raum selbst ist zeitlich

strukturiert. Angefangen bei der zeitlich begrenzten Verfügbarkeit des Raumes (offiziell festgelegte Öffnungszeiten), auf die das Individuum keinen Einfluss hat, durchläuft der Wartebereich gewisse Rhythmen (Fahrpläne, Stoßzeiten, Kontrollrunden), die der individuellen Nutzung zugrunde liegen. So werden Zeitvorstellungen als „organisierte Erwartungshorizonte und Erfahrungsräume“ zusätzlich geprägt (Bear 2016).

Schon in der Sphäre der Planung, sind bereits implizite Zeitregime eingeschrieben, die mit gesellschaftlicher Ordnung in Zusammenhang stehen. Die räumliche und die zeitliche Ebene sind demnach intrinsisch miteinander verwoben und prägen sich gegenseitig. Im Wartebereich des Westbahnhofs überlagern sich diese unterschiedlichen Temporalitäten, denn Zeit ist insbesondere hier kein neutrales Maß, das ohne zugrundeliegende Logiken und Ideologien funktioniert. Im Wartebereich spielen neben den zeitlichen Ebenen des Transits, auch individuelle Lebensrhythmen, kollektive Routinen sowie die Taktung kapitalistischer Alltagslogiken eine wesentliche Rolle dafür, wie Zeit im Wartebereich gestaltet wird.

Lefebvres (1994) theoretische Dreiteilung von Raum hilft uns also auch dabei, die Zeitregime, die im Wartebereich wirksam sind, besser zu verstehen und illustriert, dass Zeit im Wartebereich nicht isoliert, sondern immer auch räumlich verhandelt ist. Moderne Zeit wird auf eine bestimmte Weise organisiert. Dies wird auch bei der Betrachtung der Zeiterfahrungen und sozialen Praktiken am Westbahnhof evident, wo Zeit konstitutiv für den Raum als Ganzes ist.

Die Geschichten von Ali und Reza, insbesondere ihre divergierenden Beschreibungen der Zeit, die sie im Wartebereich verbringen, machen diese Überlappungen räumlicher und zeitlicher Dimensionen besonders sichtbar, und haben meine Perspektive auf das Wechselspiel von Zeit und Raum im Kontext des Westbahnhofs wesentlich geprägt. In ihren Erfahrungen spiegelt sich nicht nur die Vielfalt individueller Umgänge mit Zeit und Raum wider, sondern auch gesellschaftliche Strukturen, die das Zeiterleben formen, aber oftmals im Verborgenen bleiben. Sie werfen Fragen nach den unterschiedlichen Bewertungen von Zeit auf: Warum wird Zeitvertreib in manchen Kontexten, als notwendig und produktiv anerkannt, in anderen jedoch als „Nichtstun“ oder eben als „Zeitverlust“ verhandelt? Welche Rolle spielt individuelles Zeiterleben dabei?

Im Folgenden werde ich zunächst auf Reza und seine Erfahrungen eingehen.

## **Reza – zwischen Gewinn und Verlust?**

Reza ist ein junger Mann Ende 20 mit kurz geschnittenem schwarzem Haar. Er lebt seit dem Jahr 2015 in Wien. Er erzählt, dass er im Zuge der großen Fluchtbewegung im Jahr 2015 am Hauptbahnhof in Wien angekommen sei. Davor habe er mit seiner Familie in Damaskus gelebt. Kurz nach seiner Ankunft entdeckte er den Westbahnhof als Ort des Verweilens – er ist gut erreichbar und weniger überlaufen als der Hauptbahnhof. Seit er als selbstständiger Essenslieferant arbeitet, nutzt Reza den Wartebereich noch intensiver. In seinen Pausen lohnt sich der weite Weg nach Hause kaum. Also bleibt er am Bahnhof – und gestaltet diese Zwischenzeit nach eigenen Vorstellungen.

„Ich komme jeden Tag zum Westbahnhof in Pause von drei bis fünf Uhr“ erklärt mir Reza, als ich ihn anspreche. Wie ich aufgrund seiner Uniform bereits vermutet hatte, arbeitet er für einen Radlieferdienst, der nicht gerade für seine arbeitnehmer:innenfreundlichen Bedingungen bekannt ist. „Ja ist schon sehr anstrengend oft“ erzählt mir Reza über seine Arbeit. „Ohne Motor wäre nicht zu machen. Darum ist es hier super. Da kann ich kommen, sitzen, Fahrrad und Handy anstecken und lernen“ zählt er mir auf, wie er seine Zeit in diesen zwei Stunden.

Auch die Aussage, er würde lernen überrascht mich, denn ich sehe keine Unterlagen neben ihm. Ich frage ihn, was er hier, ausgerechnet am Westbahnhof, lernt und er deutet auf sein Smartphone, das immer noch auf seinem Schoß liegt. „Nicht hier lernen“ er macht eine ausladende Geste in Richtung der Bahnhofshalle, „sondern da“ und zeigt mir sein Handydisplay. Darauf ist eine App geöffnet, die wie ein online Sprachkurs aussieht. „Deutsch“ erklärt er weiter, „weil ich immer nur arbeite, habe keine Zeit für Deutschkurs, aber hier, wenn ich Pause mache, habe ich Zeit.“. Er betont, dass es hier alles gibt, was er braucht und dass er die Atmosphäre mag, „immer die gleichen hier, sehr oft kommen sie, so wie ich“. Auf die Frage, ob er einige der anderen kennen würde, schüttelt Reza den Kopf. Er habe keine Zeit für Gespräche mit anderen Nutzer:innen und ist nicht auf der Suche nach Gemeinschaft, er habe andere Prioritäten. „Sprache lernen ist sehr wichtig“ sagt er nochmal nachdrücklich zu mir und schaut dann wieder auf sein Handy. Dies wirkt wie ein subtiler Hinweis, dass er dieser Tätigkeit gerne weiter nachgehen und das Gespräch hier gerne beenden würde. Also verabschiedete ich mich an dieser Stelle von ihm und suche mir einen Sitzplatz in einer anderen Reihe (TB 25.05.2021).

„Sitzen, Fahrrad anstecken und lernen“. So beschreibt Reza seinen Aufenthalt kurz und prägnant. Diese drei Begriffe lassen eine klare Agenda erkennen. Reza verfolgt ein Ziel, das er innerhalb seiner Zeit am Bahnhof erreichen möchte: Er lädt sein Smartphone und das E-Bike, beides braucht er für seine Arbeit, und nutzt die Wartezeit gezielt zum Deutschlernen. Was

andernorts als verlorene Zeit gilt, wird für ihn zu einer Ressource – einem Möglichkeitsraum, der ihm erlaubt, Dinge in seinen Alltag zu integrieren, für die sonst kaum Zeit bleibt. Die Zeit im Wartebereich ist für Reza kein Zeitverlust, wie gängige gesellschaftliche Debatten vermuten lassen würden. Er scheint diese Zeit weder als unwillkommen noch als passiv oder lähmend zu erfahren, sondern als Gelegenheit zur Selbstgestaltung. Er freut sich auf diese Zeit, die er, im Gegensatz zu seinem durch Lohnarbeit geprägten Alltag, freier nutzen kann. „Am Westbahnhof hab ich Zeit“, sagt Reza. Und er entscheidet, auf welche Art und Weise er diese verbringt. Nutzer:innen wie Reza finden vielfältige, aktive und kreative Wege, ihre Zeit im Wartebereich, einem auf den ersten Blick eindimensionalen Raum, zu gestalten.

In gesellschaftlichen Debatten wird vermeintlich zielloses Zeitverbringen meist als fremdbestimmt, passiv oder ineffektiv beschrieben. Wartende oder scheinbar „Nichtstuernde“ erscheinen häufig als immobilisierte Figuren ohne Handlungsspielräume. Ihre Zeit wird entwertet und gilt oftmals als vergeudet. Im Laufe der letzten Jahre gab es einen breiten disziplinären Diskurs zu eben diesen Phänomenen, die in dem „Dazwischen“ stattfinden (Bendixen/Eriksen 2018; Conlon 2011; Janeja/Bandak 2018; Minnegal 2009; Ringel 2016). Die Anthropologin Monica Minnegal (2009) hält beispielsweise fest, dass undefiniertes Zeitverbringen und Warten gesellschaftlich oft für das „Unvermögen zu handeln“ steht; dieser vermeintliche Leerlauf, so die verbreitete Annahme, entsteht nur, wenn wir von anderen dazu gezwungen werden oder wir keine andere Wahl haben (ebd.: 51).

Reza hingegen nutzt seine Zeit am Westbahnhof aktiv. Dieser wird für ihn zu einem Frei- und Möglichkeitsraum, in dem er entscheiden kann, was er tut. Etwas, das wie Ayse Caglar und Nina Glick Schiller (2015) darstellen in der Untersuchung migrantischer Positionen in städtischen Räumen oftmals untergeht. Unabhängig davon lässt sich die Art und Weise wie Reza Zeit im Wartebereich erlebt in der Logik von Synnøven Bendixsen und Thomas Hylland Eriksen (2018), als eine Leerstelle, in der Kreativität und Aktivität überhaupt erst entstehen können verstehen. Denn „only when nothing in particular happens ... anything can happen“ (ebd.: 91). Rezas gelebte Zeit zeigt uns: Pause, undefiniertes Zeitverbringen und Warten enthält ebenso Elemente von Selbstbestimmung, Planung und Handlungsfähigkeit.

Reza deutet eine Zeitspanne, die als „Stillstand“ markiert wird, in eine Ressource um und eignet sich darüber zugleich den Wartebereich als Raum an. Mit Lefebvres (1994) gesprochen, durchkreuzt Reza gewissermaßen die intendierte Nutzung des „geplanten Raumes“ durch seine „gelebte Praxis“ und drückt so dem Raum seinen Stempel auf. Seine Pause bekommt für ihn eine persönliche, affektiv aufgeladene Bedeutung – der Raum wird repräsentativ (ebd.: 33).

Reza hat oftmals „sonst keine Zeit“ für Dinge, die ihm Spaß machen oder die er für wichtig hält (TB 25.05.2021). Damit bleibt dieser Zeitgewinn gleichzeitig auch in den Taktungen kapitalistischer Lohnarbeits- und Konsumverhältnisse verankert. Arbeitsstunden und Effizienzvorgaben scheinen die bestimmenden Zeitrhythmen in seinem Alltag zu sein. Genau jene „abstrakten Zeitformen“, die Moishe Postone (2010) in seinem Werk *Arbeit, Zeit und gesellschaftliche Herrschaft* als zentral für die kapitalistische Moderne beschreibt. Reza steht durch seine Rolle als Lieferbote jedoch nicht so sehr in klassischen Produktionsrhythmen, sondern eher in denen des Konsums und der Konsument:innen. Denn seine Zeit wird Großteiles durch die Konsument:innen und ihre Bestellungen außerhalb des Wartebereichs strukturiert. Wenn Reza erzählt, dass das Geschäft in einem gewissen Zeitraum schlecht läuft und für ihn dadurch eine Pause entsteht, so bestimmt ihre zeitliche Struktur auch die von Reza. So schreiben sich Zeitregime des „Außen“ in den Wartebereich ein. Rezas Zeitnutzung und Rhythmus am Westbahnhof steht somit nicht isoliert für sich. Hier drückt sich die Durchlässigkeit des Wartebereichs sowohl zeitlich als auch räumlich aus.

Rezas „Gewinn“ an Zeit ist in diesem Sinne nicht allein frei gewählt, sondern auch ein Nebenprodukt von Arbeitsorganisation und bestimmter Konsumrhythmen. Denn laut Postone ist „die Strukturierung nach Arbeitszeit für die kapitalistische Gesellschaft als Ganze sowie für die Individuen darin notwendig, denn die gesellschaftlichen Verhältnisse werden durch Arbeit ... vermittelt“ (2010: 460). Reza nutzt die entstandene Pause, diese Leerstelle, zwar um Tätigkeiten nachzugehen, für die er sonst keine Zeit hätte. Dabei bleibt er aber in einer übergeordneten zeitlichen Logik verankert. Seine individuelle Zeitnutzung bleibt in Übereinstimmung „mit der zeitlichen Norm“ der Gesellschaft (ebd.: 294).

Anhand Rezas Erzählungen zeigt sich, dass die Nutzung von Zeit im Wartebereich auch in Zusammenhang mit spezifischen gesellschaftlichen Konstellationen steht. Ohne die Stunden am Westbahnhof hätte Reza wohl nicht die zeitlichen Möglichkeiten, regelmäßig am, von ihm als wichtig beschriebenen, Online-Deutschkurs teilzunehmen. Diesen beschreibt er mir als persönliche Priorität. „Sprache zu lernen ist wichtig“ betont er mir gegenüber immer wieder. Dabei bleibt für mich offen, ob er dies so nachdrücklich hervorhebt, weil ihm die Botschaft tatsächlich ein tieferes Anliegen ist, oder ob er mir gegenüber ein bestimmtes Bild vermitteln möchte – mich vielleicht als Stellvertreterin der Gesellschaft sieht, der er sich auf eine gewisse Art präsentieren will. Dass Reza ausgerechnet seine Pause damit verbringt die deutsche Sprache zu lernen, lässt uns darüber nachdenken, inwiefern gesellschaftliche Erwartungshaltungen an

migrantisierte Personen eine Rolle für ihr Handeln spielen, insbesondere in gesellschaftlich geteilten Räumen, und welche Tätigkeiten sie nach außen tragen.

In Rezas Zeitnutzung spiegeln sich gleichsam Handlungen im Kontext einer kreativen Selbstbestimmtheit sowie Fremdbestimmtheit wider. „Ich hatte immer zu viel Arbeit, da war keine Zeit für Kurse“ (TB 25.05.2021). Dass er nun endlich einen Platz dafür in seinem eng getakteten Alltag gefunden hat, scheint ihn froh und stolz zu machen. In diesem Sinne lässt sich die Betonung des Lernens mir gegenüber auch so verstehen, dass Reza diese Freude darüber mitteilen möchte. Seine Praxis im Wartebereich verweist damit nicht allein auf gesellschaftliche Strukturen, sondern ebenso auf persönliche Motivation, Lust am Lernen und das Aktivieren von Handlungsoptionen.

Dass die Wahl von Rezas Pausenort auf den Westbahnhof gefallen ist, scheint dabei ebenso mehr als Zufall oder Bequemlichkeit zu sein.

Wie wir auch 2015 gemerkt haben bzw. die Jahre danach auch bei der Flüchtlingswelle 2015, ja da sind sehr viele Leute jetzt speziell auch am Westbahnhof gekommen, haben sonst wenig von der Stadt gekannt oder nichts. Aber den Westbahnhof hat man gekannt (I, 01.02.2023).

Damit wird eine tiefere Vertrautheit und Bedeutung des Westbahnhofs angedeutet, die insbesondere im Kontext dieser Fluchtbewegung bedeutsam wird. Viele Menschen sind dabei am Westbahnhof angekommen und haben ihn so als ersten Ort in Wien kennengelernt. Genau in dieser Zeit ist auch Reza in der Stadt angekommen. Er erzählt mir in einem unserer Gespräche, dass er den Westbahnhof schon lange kenne, wobei ich dieser Aussage bis zum Interview mit dem Bahnstationsmanager nie besonders viel Aufmerksamkeit geschenkt habe (TB 21.06.2021). Verbindet man diese beiden Anmerkungen von Reza und dem Chef des Westbahnhofs, so liegt es durchaus nahe, dass der Bahnhof für ihn einen Raum des Vertrauens darstellt. Ein Ort, der mit Bedeutung aufgeladen ist und den er durch seine Pausen regelmäßig weiter aufsuchen kann. Der Westbahnhof erscheint damit nicht nur als zentraler niederschwellig zugänglicher Raum mit gewissen infrastrukturellen Vorzügen, sondern auch als Ort, der eine Form von „Willkommenskultur“ verkörpert. Er ist ein Raum, der insbesondere Menschen mit Fluchtgeschichte, wie Reza, in der Vergangenheit in besonderer Weise offenstand und ihnen ein erstes Ankommen in der neuen Umgebung ermöglicht hat.

Rezas Praxis im Wartebereich illustriert eine Form alltäglicher Praxis, die kreative Aneignung von Zeit und Raum ermöglicht, und ihre Einbettung in größere gesellschaftliche Kontexte, die subjektive Autonomie begrenzen können, aufzeigt. In dieser Verschränkung wird deutlich, dass Aneignung und Herrschaft nicht einfach Gegensätze sind, sondern sich wechselseitig hervorbringen. Sein „Zeitgewinn“ ist real, aber immer vermittelt durch Strukturen, die Zeit primär im Kontext von Arbeit oder Konsum verorten (Lefebvre 1994; Postone 2010).

Ich spreche daher davon, dass die individuellen räumlichen und zeitlichen Erfahrungen von Reza von Komplexität, Widersprüchlichkeit und Fluidität durchzogen sind, ähnlich wie der Raum selbst. In seinen beschriebenen Erfahrungen erkenne ich eine gewisse Gleichzeitigkeit: von subjektivem Zeitgewinn und struktureller Zeitbegrenzung.

Ich werde Reza im Laufe meiner Forschungsaufenthalte immer wieder im Wartebereich sehen, einige Worte mit ihm wechseln, wobei ich immer auch von dem Gefühl getrieben bin, ihn nicht seiner spärlichen Zeitressourcen zu berauben und ihn durch Gespräche von seinen Tätigkeiten abzuhalten.

Neben Rezas Zeiterfahrungen, möchte ich auf eine weitere Zeitnutzung im Wartebereich eingehen. Wenn Reza sich zwischen Gewinn und Begrenzung bewegt, stellt sich mir die Frage, wie sich Alis Zeitverbringen, das er als „Zeitverlust“ beschreibt, in diese räumlichen und zeitlichen Muster des Wartebereichs einfügt.

### **Ali – zwischen Verlust und Gewinn?**

Ali ist ein hagerer Mann mit buschigem Schnurrbart und beginnender Glatze um die 60 Jahre alt, mit freundlicher Ausstrahlung. Er ist vor 30 Jahren von der Türkei nach Wien migriert. Er strahlt eine gewisse Ruhe und Gelassenheit aus, er spricht nicht viel und wenn, dann langsam und bedacht. Er erzählt mir bei einem unserer Gespräche, dass er täglich zum Westbahnhof kommt, um hier ein paar Stunden zu verbringen. Mal sitzt er mit seinen Freunden, mal genießt er das Alleinsein.

Ali hat vor einigen Jahren seine Arbeit als Arbeiter am Bau verloren, da er „zu alt für das Ganze“ geworden sei. Er konnte die steigenden Anforderungen auch körperlich nicht mehr erfüllen und wurde darum schlussendlich gekündigt. Nach jahrzehntelanger körperlicher Schwerstarbeit in Österreich, wolle er sich nun an seinem Lebensabend nicht mehr um eine neue Arbeitsstelle bemühen. Es scheint mir ausgehend von seinen Erzählungen plausibel, dass er im Zuge der zweiten Migrationsbewegung in den 1980er Jahren im Kontext der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte, auch „Gastarbeiter:innen“ genannt, nach Österreich immigriert ist.

„Weißt ich habe nix mehr Arbeit. Jetzt warte ich auf Pension, aber ich habe lange schwer gearbeitet hier in Österreich, jetzt mag ich nicht mehr“. Diesen letzten Part wiederholt er immer wieder. „Aber ich komme nicht lange hier her, nur ein, zwei Stunden, bevor ich gehe, nach Hause zu meiner Frau“. Es scheint ihm wichtig zu sein anzumerken, dass er nur wenige Stunden am Tag in den Wartebereich kommt und danach zu seiner Frau zurückkehrt, als wolle er vermeiden, dass ich ein falsches Bild von ihm bekomme oder als wäre es ihm wichtig mir zu vermitteln, dass er eine Familie hat. Den ganzen Tag zuhause zu bleiben, liege ihm aber auch einfach nicht, meint Ali. Er müsse etwas tun, aus dem Haus kommen, wohin gehen, bevor er sich zuhause entspannen könne. „Darum ich bin hier“ schließt er seine Erklärung nüchtern ab. Auf meine wiederholten Fragen, was er im Wartebereich so mache und wie er sich beschäftigen würde, antwortet Ali nüchtern: „Nichts mache ich, nur Zeit verlieren.“ Sein Ton ist weder frustriert noch resigniert, sondern fast schelmisch. Er grinst mich dabei an, eine Reaktion die ich im Laufe meiner Forschung als typisch für Ali kennenlernen werde (TB 25.05.2021).

Anhand Alis Geschichte werden wie bei Reza auch unterschiedliche Zeitebenen sichtbar, die er gleichzeitig navigiert. Einerseits ist da die Dimension seiner eigenen Biographie und die seines Alltags, den er, auf gewisse Weise zeitlich strukturiert. Andererseits bekommt auch die der kapitalistischen Zeit, als ein Taktgeber des (gesellschaftlichen) Lebens, eine subjektive Relevanz. In der anthropologischen Debatte rund um Zeit im Spätkapitalismus wird sie zudem als „entscheidendes Element von Ungleichheitserfahrungen“ verhandelt (Bear 2016; Flaherty 2020; Masquelier 2020). Ali hat nach Jahrzehnten harter Arbeit in körperlich belastenden Jobs beschlossen, nicht mehr zu arbeiten und die Zeit bis zu seiner Pensionierung ohne Erwerbstätigkeit zu verbringen. Postones (2010) Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Zeitrhythmen im Kapitalismus hilft hier, den ambivalenten Charakter dieses Zeiterlebens zu verstehen: In einer Gesellschaft, in der soziale Anerkennung und Selbstwert eng an produktive, „wertschaffende“ Zeit gebunden sind, kann die Abwesenheit von Arbeit schnell als Bedeutungsverlust erlebt werden. Verstärkt wird das dadurch, dass der individuelle Wert einer Person in einer auf Arbeitszeit basierenden Gesellschaft ohne Lohnarbeit ungesichert ist. In diesem Sinne lässt sich Alis Zeiterleben als Wert-Verlust verstehen und gleichzeitig um die Dimension des Verlusts gesellschaftlicher Anerkennung erweitern. Ohne Arbeit wird man tendenziell als „nutzlos“ oder „passiv“ wahrgenommen, man hat keine richtige Rolle mehr im

gesellschaftlichen System, etwas das von Erving Goffman (1967) als Stigma<sup>9</sup>, das oft auch internalisiert wird, beschrieben wurde.

In Alis Rückzug aus dem Arbeitsmarkt lässt sich aber auch ein emanzipatives Moment ausmachen: eine bewusste Abkehr von den Anforderungen kapitalistischer Arbeitsrhythmen, ein aktiver Entzug aus der Logik permanenter Produktivität. Denn er betont oft, dass er „nicht mehr mag“. Zeit bewusst zu „verlieren“, lässt sich hier in den Kontext impliziter Verweigerung des Imperativs der produktiven Zeitverwendung einordnen. Jetzt als Arbeitsloser im Übergang zur Pension, strukturiert sich die Bedeutungsebene seines Handelns neu: von der Kategorie Arbeitszeit hin zu einem Rhythmus „beyond ... industrial work“ (Bear 2016: 488).

In Alis Situation als arbeitsloser Migrant, also einer im Allgemeinen oftmals prekären gesellschaftlichen Position, mutet diese Form der eigenen Exklusion aus dem kapitalistischen Arbeitsmarkt ambivalent an. Widerständigkeit, Selbstermächtigung aber auch Unsicherheit stehen dabei nebeneinander. Wie Ali Zeit auslebt, zeigt dabei oftmals unsichtbare Handlungsspielräume auf. Zum einen die Manipulation der eigenen temporalen Biographie und zum anderen das bewusste Navigieren bestimmter staatlicher Strukturen. Beides setzt spezifisches lokales Wissen voraus. Ali scheint mit sozialstaatlichen und bürokratischen Prozessen umgehen zu können, sodass dieser Rückzug aus der Arbeitslogik finanziell für ihn möglich ist. Dieses Wissen und seine Handlungskompetenz können hier selbst als Ergebnis langjähriger gesellschaftlicher Erfahrungen gewertet werden. Ali kennt die Spielregeln und ist in der Lage sie für seine Zwecke zu nutzen.

In diesem Zusammenhang scheint es auch relevant nochmals auf die divergierenden Zeitwahrnehmungen von Reza und Ali einzugehen. Ihre biographischen Positionen im Lebensverlauf präsentieren sich dabei als auffallend. Ihr Alter markiert eine entscheidende Differenz: Sie stehen an beinahe entgegengesetzten Punkten eines biographischen Zeitstrahls sowie innerhalb der Logik kapitalistischer Zeit. Für Reza spielt Zeit, die in seinem Alltag oft nicht zu seiner freien Verfügung steht, eine andere Rolle als für Ali, der kurz vor der Pensionierung steht und derzeit arbeitslos ist. Während Reza seine Zeit am Westbahnhof als Gewinn rahmt, erscheint sie Ali hingegen als Verlust.

---

<sup>9</sup>Goffman (1967) versteht Stigma als ein gesellschaftliches Attribut, das eine Person von einer „vollständig anerkannten“ Identität ausschließt und sie als „diskreditiert“ markiert. Der Begriff wurde in seiner langen Wirkmächtigkeit auch vielfach kritisiert: zum einen für seine starke Fixierung auf individuelle Interaktionen und Präsentationen des Selbst, zum anderen, weil er strukturelle Dimensionen von Macht, Ungleichheit und Diskriminierung nur unzureichend berücksichtigt.

Diese Differenz tritt auch in der Interaktion mit mir deutlich hervor: Auf meine Frage, wie er seine Zeit im Wartebereich verbringe, spricht Ali lediglich vom „Zeitverlieren“, begleitet von einer abwinkenden Geste oder einem verschmitzten Lachen – fast so, als wolle er sagen „was soll’s, so ist das nun mal“ (TB 25.05.2021). Reza hingegen zeigt mir sofort sein Handy mit der geöffneten Sprach-App und erklärt, dass er nun endlich Zeit habe, Deutsch zu lernen (TB 25.05.2021). In ihren Erzählungen wie auch in ihren Bewegungen im Raum spiegelt sich damit ein fundamentaler Unterschied in der Interpretation und Nutzung von Zeit wider – einer, der intrinsisch mit ihren Biographien und ihrem Alter verbunden ist. Dies prägt wiederum ihre Erfahrungen im Wartebereich und die Art und Weise, wie sie ihn für sich gestalten.

Aber ich komme nicht lange hier her, nur ein, zwei Stunden, bevor ich gehe, Nachhause zu meiner Frau (TB 25.05.2021).

Auch wenn er die Zeit, die er im Wartebereich verbringt als Verlust beschreibt, so scheint sie für ihn so wichtig zu sein, dass sie Teil seiner alltäglichen Routine ist. Der Wartebereich mutet hier wie eine Zwischenzone an. Es ist ein Raum im Abseits. Hier entsteht die Möglichkeit, die Stunden die er im Wartebereich verbringt, selbst zu gestalten. Dinge zu tun, die im Rahmen einer Arbeitslogik „Zeitverschwendung“ wären oder möglicherweise in seinem familiären Setting nicht ohne weiteres umsetzbar sind.

In seiner räumlichen Praxis ist der Wartebereich für Ali ein Ort des Verweilens, jenseits seiner intendierten Nutzung, den er sich zu eigen machen kann. Auch wenn er und seine Art der räumlichen Nutzung die Planungslogik und das offizielle Funktionsverständnis des Bahnhofs nicht miteinschließt, so füllt Ali ihn mit eigenen Bedeutungen, Normen und Werten. „Ruhe“ und „Alleinsein“ sind dabei wichtige Aspekte für ihn (TB 25.05.2021). Er kann in den Dynamiken des Raumes verschwinden, wenn er nicht gesehen werden möchte und gleichzeitig ist es ihm möglich soziale Interaktion zu erleben. „Ich kann nicht ganzen Tag nur zuhause sitzen“, wie Ali erzählt, verleiht dem Wartebereich die Bedeutung eines Zwischenraumes, der ein bestimmtes Bedürfnis erfüllt (TB 05.08.2021). Bourdieu spricht in seinem Text *The Berber House*<sup>10</sup> davon, wie Innen- und Außenräume soziale Ordnungen verkörpern. Während im von

---

<sup>10</sup> In dem Text „The Berber House“ beschreibt Pierre Bourdieu (2003) die symbolische und soziale Ordnung des Haushalts in kabyliischen Häusern in Algerien. Die Architektur ist hier für ihn nicht nur funktional, sondern auch soziale Prozesse, Hierarchien, Geschlechterrollen transportiert und manifestiert. Er unterscheidet hier zwischen dem Innen und dem Außen, wobei das Innen mit der privaten Sphäre des Hauses und mit Familie, Geborgenheit und dem „weiblichen“ assoziiert ist, während das Außen öffentlich, sichtbar und „männlich“ dominiert ist und Interaktionen vorbehalten ist. Die Bewegungen zwischen diesen beiden Sphären ist stark von gesellschaftlichen Machtverhältnissen geprägt und wird reguliert. Bourdieu zeigt, dass die Sphäre der Architektur nicht neutral ist, sondern soziale Normen, Macht- und Geschlechterverhältnisse ausdrückt.

ihm dargestellten Berber-Haus klare Grenzen zwischen privatem Innenraum und männlich geprägtem öffentlichen Außenraum bestehen, löst sich diese Dichotomie im Wartebereich scheinbar auf. Dieser präsentiert sich hier weder als ausschließlich privat noch rein öffentlich, sondern entwickelt sich zu einem durchlässigen Raum.

Der Westbahnhof ist für Ali kein klar öffentlicher Gegenpol zum häuslichen Privaten, sondern eine Schwelle von der einen Sphäre in die andere. Wenn Ali „rausgeht“ aus seinem Haus und an den Westbahnhof kommt, aber zugleich betont, dass er nach einigen Stunden wieder nach Hause zurückkehrt, wird der Wartebereich zu einem Raum, der ihm erlaubt, Zugehörigkeit und Distanz zugleich zu leben. Dieses Pendeln ist ein zeitliches Arrangement. Ali gliedert seinen Tag, indem er zwischen Haus, Bahnhof und eventuell anderen Orten wechselt. Sein Aufenthalt im Wartebereich ist nie unbegrenzt, sondern zeitlich strukturiert. Raum und Zeit verschränken sich hier, sodass sein Aufenthalt im Wartebereich sowohl wie eine Pause im Alltag als auch wie eine Form der Selbstverortung im Übergang wirkt. Ali hat hier die Möglichkeit, Zeit in seinem Sinne zu gestalten. Entgegen seiner eigenen Formulierung erscheint Alis Zeitnutzung in diesem Zusammenhang nicht wie der von ihm betonte „Verlust“.

So zeigen sich auch anhand Alis Geschichte Ambivalenzen auf: Seine Abkehr von Arbeit ist sowohl Ausdruck von Autonomie als auch von einem durch kapitalistische Zeitnormen strukturierten Ausschluss, der „freie“ Zeit außerhalb der Konsum- und Lohnverhältnisse als Mangel markiert. Während Rezas Geschichte zeigt, wie sich selbst in den engen Takten kapitalistischer Arbeit kleine Räume der Handlungsmöglichkeiten eröffnen können, hat Zeit für Ali einen anderen Charakter. Bei ihm verschiebt sich der Schwerpunkt hin zum Ausleben seiner Zeit im Wartebereich als Schwelle seines Alltags. Beide Männer verlieren und gewinnen auf ihre eigene Art.

Diese Zwischenzeit, die im Warteraum von Nutzer:innen wie Ali („Zeitverlust“) oder Reza („Zeitgewinn“) gestaltet wird, eröffnet nicht nur wortwörtliche Räume für kreatives Handeln, sondern auch für das Ausleben von Gemeinschaft. Diese gemeinsame Zeit wird zusätzlich durch ähnliche Lebenswege und soziale Positionen mancher Nutzer:innen hervorgebracht. Viele Mitglieder der Männergruppe, der auch Ali anzugehören scheint, berichten von der Ankunft in Wien im Zuge der Gastarbeiterbewegung der 1980er Jahre oder von vergleichbaren Arbeits- und Wohnbiographien und der Erfahrung, sich in einem neuen städtischen Umfeld zurechtfinden zu müssen. Diese Parallelen prägen nicht nur ihre Alltagsroutinen, sondern auch die Art, wie sie ihre Zeit im Wartebereich gestalten. Sie haben feste Treffpunkte, bestimmte Sitzplätze, gemeinsame Routinen (gemeinsames Ankommen nach dem Besuch der Moschee),

eine gemeinsame Sprache und ähnliche kulturelle Praktiken. Diese Aspekte verstärken das Gefühl einer geteilten Gegenwart. Die Aufenthalte am Westbahnhof sind nicht nur Mittel zur Überbrückung von Leere, sondern konstitutives Element eines sozialen Raumes, in dem Gemeinschaft, Sorge und informelle Sicherung erfahrbar werden (Lefbvre 1994). Individuelle und kollektive Zeiterfahrungen greifen hier ineinander und prägen die Dynamiken der sozialen Praxis (Morosanu/Ringel 2016: 17). Diesen Prozessen von Gemeinschaft und sozialem Miteinander werde ich im nächsten Abschnitt nachgehen.

### **2.3. „Immer ein Spaß, manchmal mag ich’s, aber heute ist’s nichts für mich“ – Nachbarschaft im Wartebereich**

Im vorangegangenen Abschnitt habe ich gezeigt, dass das zeitliche und räumliche Erleben im Wartebereich durch gesellschaftliche Strukturen geprägt ist und der Wartebereich kein neutraler Raum, sondern gesellschaftlich produziert und mit spezifischen Funktionen, Symbolen und Bedeutungen aufgeladen ist (Lefebvre 1994). Dabei entstehen Spielräume für Aneignung und Umdeutung. Neben der räumlichen und zeitlichen Beschaffenheit des Wartebereichs spielen ebenso auch soziale Dynamiken wie Gemeinschaft, Freundschaft oder schlicht „Spaß“, wie Ali es beschreibt, eine wichtige Rolle für seine Struktur (TB 25.05.2021).

Denken wir an die eingangs beschriebene Situation zurück, so zeigt sich dies etwa in den unterschiedlichen räumlichen Positionierungen: Reza nutzt den Raum, um allein zu sein und zu lernen, während die Männergruppe ihn als Ort kollektiver Geselligkeit bespielt und Ali sich zwischen diesen beiden Polen befindet. Der Raum ermöglicht zugleich Rückzug sowie Gemeinschaft und wird damit zu einem Schauplatz mehrdimensionaler und manchmal divergierender sozialer Modi. Diese Koexistenz verweist darauf, dass räumliche Strukturen und soziale Praktiken untrennbar miteinander verflochten sind und dass der Wartebereich nicht nur durch Zeit, sondern auch durch soziale Beziehungen in spezifischer Weise geformt wird. Wie sich diese Formen von Gemeinschaft gestalten und welche Rolle räumliche Nutzung dafür spielt, soll im folgenden Abschnitt genauer erörtert werden. Hiermit erweitere ich die räumliche und zeitliche Dimension um die Sphäre von Gemeinschaft, „where the multitude of parts again and again take on new configurations“ (Hannerz 1980: 15).

Der Wunsch nach Gemeinschaft und Zugehörigkeit auf der einen Seite und die Möglichkeit „allein“ und „in Ruhe“ zu sein auf der anderen, scheint neben dem Zeitvertreib ein dominantes Motiv der Männer und ausschlaggebend für ihre Anwesenheit am Westbahnhof zu sein (TB Juni 2021 und Jänner 2022). Wie wird dieses Spannungsfeld zwischen Gemeinschaft und

Alleinsein, im Wartebereich gelebt und welche Rolle spielen räumliche und temporale Aspekte dabei? Diesen Fragen werde ich im Folgenden nachgehen, indem ich einige Situationen mit Ali, Murat und den anderen Männern der Gruppe genauer untersuchen werde.

### **2.3.1. „Hier ist frei“ – Räumliche und soziale Fluidität im Wartebereich**

Ich komme hier nochmals auf die Situation des Kapitelanfangs zurück, betrachte sie aber nun im Kontext der sich darstellenden gemeinschaftlichen Prozesse.

Die achtköpfige Männergruppe in der letzten Sitzreihe unterhält sich lautstark. Als ich mich zu ihnen umdrehe, um mir einen besseren Eindruck davon zu machen, woher die vielen Stimmen kommen, sehe ich, dass nur die Hälfte der Männer aktiv ins Gespräch eingebunden ist. Die anderen sind auf ihre Smartphones konzentriert oder halten ein Nachmittagsschläfchen. Immer wieder wird der Gruppe im Vorbeigehen von anderen Männern zugewunken, manchmal bleiben welche stehen, schütteln Hände und wechseln ein paar Worte, bevor sie ihren Weg durch die Bahnhofshalle fortsetzen. Das Gespräch zwischen den Männern wird lauter und zu meiner Überraschung ruft Ali, der neben mir in einer anderen Reihe als die Männer sitzt und sich bisher nicht involviert hat, den Männern in diesem Moment etwas zu. Alle lachen, es wirkt scherzhaft. Ali wechselt ein paar Worte mit einem der Männer, richtet aber dann seinen Blick wieder auf den Energy-Drink in seiner Hand. Als ich ihn nachher nach der Situation frage, zuckt er nur unverbindlich mit den Schultern. Er erzählt mir, dass er die anderen „natürlich gut“ kennen würde. Ich bin neugierig und frage ihn, warum er sich dann nicht zu den Männern setzen würde, worauf Ali nüchtern erwidert: „ich bin gerne allein. Ich komme nicht wegen Freunden, sondern weil da kann ich sitzen und allein sein, nichts reden, nichts tun, einfach sein“. Er schmunzelt flüchtig, als er fortfährt, „aber dort“, er nickt in Richtung der Männergruppe, „ist immer was los, immer ein Spaß, manchmal mag ich’s, aber heute ist’s nichts für mich“ (TB 25.05.2021).

Die Situation gibt einen ersten Einblick in die vielfältigen sozialen Dynamiken im Wartebereich und wie das Spannungsfeld zwischen Alleinsein und Gemeinschaft navigiert wird. Alis Interaktion mit der Gruppe erweckt hier den Eindruck eines nachbarschaftlichen Miteinanders. Die Struktur der Gruppe, mit einem fixen Kern und vielen losen Mitgliedern, gibt Nutzern wie Ali, der offenbar eine liminale Position einnimmt, die Möglichkeit Dauer und Intensität der Teilhabe zu variieren. Es scheint ein Gefühl kollektiver Zugehörigkeit zu geben, dass sich in der räumlichen Praxis manifestiert (Lefebvre 1994; Turner 1969). Diese Praxis umfasst gemeinsames Sitzen, Plaudern, Begrüßungsrituale, aber eben auch Rückzugspraktiken wie

Schlafen, allein Sitzen oder auf dem Smartphone scrollen. Zudem scheint es eine routinierte räumliche Verteilung zu geben: die Männergruppe in der letzten Sitzreihe und die losen Mitglieder wie Ali und andere, die sich wie Satelliten um sie herum verteilen.

„Manchmal mag ich’s, heute ist’s nichts für mich“ beschreibt Ali seine Position im Gruppengefüge (TB 25.05.2021). Dabei sticht das Wort „manchmal“, also die Möglichkeit, Gemeinschaft zu erfahren besonders heraus. Die Selbstverständlichkeit, mit der er sich auf soziale Situationen einlässt oder sich diesen entzieht, deutet auf das Bestehen einer stabilen Gemeinschaft hin, die es zulässt, die Intensität des Kontakts sowie die eigene Position dynamisch zu gestalten. Ali hebt in der vorangestellten Sequenz insbesondere auch die Bedeutung von Alleinsein hervor, bringt dabei aber Gemeinschaft und Freundschaft im selben Atemzug auf. Es wirkt, als wären diese beiden Aspekte für ihn intrinsisch miteinander verbunden. Zugleich betont er, dass seine Teilnahme an diesen sozialen Prozessen stets selbstbestimmt bleibt – er beteiligt sich nur dann, wenn er es „mag“ (TB 25.05.2021).

Individualität und Kollektiv bedingen sich hier gegenseitig und werden von den einzelnen Akteuren<sup>11</sup> durch ihre Interaktionen immer wieder neu konstituiert. Dass diese Fluidität im Wartebereich so gelebt werden kann, liegt auch an impliziten und expliziten „Regeln“, die den Raum und die Positionalität seiner Nutzer:innen strukturieren. Denn die räumliche Infrastruktur begünstigt dieses Wechselspiel zwischen losem und intensivem Kontakt. Allein schon das Arrangement der Sitzreihen eröffnet einen gewissen Rahmen für mögliche soziale Interaktionen und deren „Grad an Formalität/Informalität“ (Tilley 2001: 262). Der Raum ist in seiner Beschaffenheit flexibel, sodass es möglich ist gleichzeitig seinem individuellen sowie einem kollektiven Rhythmus zu folgen. Auch Murat, ein ebenfalls türkischer Rentner, nutzt diese räumliche und soziale Fluidität ähnlich wie Ali, indem er die soziale Teilhabe am Gruppengeschehen flexibel gestaltet.

Genau wie Ali ist auch Murat vor über drei Jahrzehnten von der Türkei nach Wien migriert. Er ist 72 Jahre alt und erzählt mir, dass er seit seinem ersten Ankommen in der Stadt im 16. Wiener Gemeindebezirk lebt. Er hat ein rundliches, freundliches Gesicht und volles graues Haar. Seine rechteckige Brille sitzt etwas schief auf seiner Nasenspitze, was ihn nicht zu stören scheint. Als ich Murat kennenlerne, hat er ein grell pinkes Polohemd an und schaut gerade über sein Smartphone eine türkische Nachrichtensendung. Ein Kopfhörer fällt baumelnd über seinen Oberkörper, während

---

<sup>11</sup> Da es sich bei den erwähnten Personen ausschließlich um Männer handelt, beschränke ich mich daher auf die männliche Form.

der andere in sein rechtes Ohr gesteckt ist. Er ist tief im Sitz hinuntergerutscht, seine Beine hat er ausgestreckt und an den Knöcheln gekreuzt. Sein Anblick erweckt den Anschein, als säße er in einem bequemen Ohrensessel in seinem Wohnzimmer und nicht in einem ungepolsterten Sitzplatz in einem Wartebereich. „Ich komme oft hier“ beginnt Murat mir in gebrochenem Deutsch zu erzählen. „Seit lange Jahre schon am Westbahnhof. Ist sehr gut“ sagt er nickend. Den Raum mag er besonders, weil es gute Sitzmöglichkeiten und frei verfügbares W-Lan gibt, mit dem er seine Lieblings-Nachrichtensendungen ansehen kann, ohne gestört zu werden. „Hier es ist warm und Ruhe“ beschreibt Murat den Westbahnhof mit wohlwollender Miene. Meistens verbringt er den gesamten Tag von morgens bis abends im Wartebereich. Wenn er genug hat von seinen Fernsehsendungen unterhält er sich auch mal gerne, denn er kennt viele Leute im Wartebereich wie er betont. „Sicher, sicher, kenne die alle“ sagt er und macht eine vage, ausladende Geste in Richtung der hinteren Sitzreihen. Bei unserem ersten Gespräch kommt es mehr als einmal vor, dass ihn jemand im Vorbeigehen mit Handschlag begrüßt. „Ich bin mit anderen Menschen, wenn ich mag und allein, wenn ich mag. Hier ist es frei“ erklärt er mir (TB 10.05 und 25.05.2021).

Alis und Murats Position innerhalb der Gruppe drückt sich räumlich aus, indem sich die beiden eben nicht immer in unmittelbarer Nähe der anderen aufhalten, jedoch auch nie besonders weit weg sind. Beiden Männern ist das Alleinsein wichtig. In meinen Beobachtungen zeigt sich aber, dass sie oftmals trotzdem mit der Gruppe interagieren. Sie leben zwar räumliche Distanz aus, stellen durch Handlungen jedoch gleichsam auch wieder Nähe her. Die Beschaffenheit des Gruppengefüges tritt dabei nicht bloß in den Momenten des Zusammensitzens zutage, sondern auch in denen räumlicher Trennung. Wenn Ali und Murat sagen, sie können allein sein „wenn sie wollen“, um TV zu schauen oder Radiosendungen zu hören, zeigt das, dass die Gemeinschaft zwischen diesen Männern im Wartebereich nicht an permanentes Zusammensein geknüpft ist. Ali und Murat sind Teil der Gemeinschaft, auch wenn sie nicht bei der Gruppe sitzen (TB 10.05 und 25.05.2021). Der Wartebereich bietet einen Rahmen, in dem Alleinsein und Gemeinschaft nebeneinanderstehen kann, ohne sich auszuschließen, sondern als gegenseitige Bedingung.

Ulf Hannerz folgend ist der Wartebereich für Ali und Murat und andere Nutzer:innen ein „environment where there are many and varied ways of making oneself known to others“ (1980: 232). Die sich daraus ergebenden Möglichkeiten und Handlungsspielräume sind Teil der sozialen Struktur des Raumes. Wie die Akteur:innen schlussendlich damit umgehen und was sie daraus machen, kann erheblich variieren und ist immer auch von anderen sozial- und gesellschaftlich wirksamen Aspekten abhängig. Diese lösen, wiederkehrenden Begegnungen ergeben eine Form von Nachbarschaft, ohne auf feste Mitgliedschaft angewiesen zu sein (ebd.).

Es ist Anfang September 2021 und als ich gegen Mittag im Wartebereich eintreffe, sitzen zunächst nur vier Männer in der letzten Reihe, darunter Murat. Ali entdecke ich nicht. Wo die anderen wohl sind, frage ich mich, bis ich auf die Uhr blicke. Es ist kurz nach zwölf, meist treffe ich die Gruppe erst gegen halb eins im Wartebereich an. Ich setze mich in die Reihe davor und warte. Nach und nach kommen die übrigen Männer. Jeder begrüßt die Anwesenden mit Handschlag oder einem knappen Nicken, bevor er sich dazusetzt. Mit ihrer Ankunft füllt sich der Raum; ihre Präsenz ist sofort spürbar. ihre Stimmen sind laut und ihr Lachen schallt durch die Bahnhofshalle, was dem Wartebereich zunehmend den Charakter eines Wohnzimmers oder Gemeinschaftsraumes verleiht. Immer wieder gehen Männer vorbei, schütteln grüßend ein paar Hände, ohne sich jedoch zu der Gruppe zu setzen. Stattdessen steuern sie andere Sitzplätze im Wartebereich an. Dies wird weder beachtet, noch kommentiert. Während manche Männer in angeregte Gespräche vertieft sind, hören andere Musik über Kopfhörer, tippen auf ihren Smartphones, lassen Gebetskugeln durch die Finger gleiten oder dösen im Sitzen vor sich hin. Andere sitzen einfach still da und blicken in den Raum. Immer wieder flammt ein Gespräch auf, laut über Köpfe hinweg, fast wie eine Auseinandersetzung, doch genauso schnell, wie sich die Spannung aufgebaut hat, verpufft sie auch wieder und Gelächter ertönt. Nach etwa einer halben Stunde erhebt sich einer der Männer und verabschiedet sich mit Handschlag von seinem Sitznachbarn und nickt den anderen leicht zu. Dann durchquert er den Wartebereich, bleibt dabei bei einigen anderen Männern stehen und schüttelt auch da Hände (TB 04.09.2021).

Diese Szene zeigt, wie kollektive Präsenz und individuelle Praxis sich beständig verschränken und neu justiert werden. Die alltäglichen Praktiken (das Sitzen, Interagieren, Alleinsein) strukturieren und werden strukturiert vom physischen Raum. Die impliziten Regeln und sozialen Codes geben Rahmen und Verlässlichkeit, während die individuelle und subjektive Bedeutungsaufladung den Raum zu einem Ort macht, an dem Individualität und Gemeinschaft nicht Gegensätze, sondern flexibel kombinierbare Optionen sind. Das soziale Gefüge wie Ali und Murat es im Wartebereich erleben ist weder vollständig fixiert noch völlig lose, sondern wird von all den Akteuren situativ moduliert.

### **2.3.2. Zwischen Gemeinschaft und Alleinsein – Die Gruppe als soziale Sicherung**

Im vorangegangenen Abschnitt habe ich gezeigt wie Ali und Murat als individuelle Akteure dieses Spannungsfeld zwischen Alleinsein, loser Mitgliedschaft und Gemeinschaft im Wartebereich navigieren. Im Folgenden werde ich herausarbeiten, wie die Gruppe für ihre

Mitglieder und assoziierten Akteure als Ressource und Sicherheit im Wartebereich fungieren kann.

Die Gruppe der türkischen Männer, die sowohl Ali als auch Murat als Freunde oder Bekannte beschreiben, sitzt immer in der letzten Reihe in einem der Sitzbereiche. Schon bei meiner ersten teilnehmenden Beobachtung fällt sie mir auf. Manchmal sind es nur wenige Männer, die sich unterhalten, auf ihre Smartphones schauen oder sich stumm Gesellschaft leisten. Meistens sind es jedoch acht oder mehr Männer, sodass die gesamte Sitzreihe bis auf wenige Sitzplätze ausgefüllt ist. Ein Mann, den ich schon oft gesehen habe, dessen Namen ich aber bisher nicht kenne, kommt gerade in den Wartebereich. Er wird sich mir in kurzer Zeit als Ahmet vorstellen. Er sieht etwas traditioneller gekleidet aus als manche der anderen. Er setzt sich in die Mitte der Gruppe und involviert sich sofort lautstark in das stattfindende Gespräch. Es scheint eine klare Hierarchie innerhalb der Gruppe zu geben, denn als ich mich nach einigen Monaten meiner teilnehmenden Beobachtungen endlich traue das Gespräch mit der Gruppe zu suchen, wenden sich alle Männer zu diesem einen Mann, der sich so selbstverständlich in die Mitte der Gruppe gesetzt hat. Ahmet, wie er sich mir vorstellt, ist in einem dunkelvioletten Qamis, einem traditionellen islamischen Gewand für Herren, gekleidet und trägt eine ebenfalls violette Gebetskappe, auch Takke genannt. Nach der Reaktion der anderen Männer, richte ich meine Worte nun direkt an ihn. Ahmet lächelt mich freundlich an und sagt dann „Mein Deutsch nicht so gut“ und wendet sich dem Mann, der mir am nächsten sitzt, zu. Sie wechseln einige knappe Sätze auf Türkisch, woraufhin sich der Mann, der sich mir gleich als Mustafa vorstellt, an mich wendet. Während er spricht, lässt er die braunen Holzkugeln seiner Misbaha immer wieder durch seine Finger gleiten. „Mein Deutsch ist besser. Du redest mit mir und ich übersetze für andere ja. Wie kann man dir helfen“ sagt er freundlich zu mir. Er erzählt mir, mit gelegentlichen Einwüfen von Ahmet, dass er und seine Freunde jeden Tag hier sind. „Weißt, wir kommen viele Jahre schon hier, weil gibt es viel Platz und ist warm und kann man haben Strom. Das alles ist sehr gut“. Ich frage ihn, ob sie sich im Sommer auch hier treffen würden, worauf Mustafa kurz, aber bestimmt antwortet, dass „natürlich“ auch zu dieser Jahreszeit der Wartebereich ihr Treffpunkt sei, wobei sie manchmal auch vor der Türe in der Sonne beisammenstehen würden. Er erklärt mir zudem, dass die Männer aus ihrer Gruppe alle in Pension sind, oder als Taxifahrer arbeiten. Welche Männer er hier genau meint, wird er nicht spezifizieren. „Unsere Moschee ist auch hier gleich, das ist gut. Dann wir kommen vorher oder nachher hier her. Immer jemand ist hier, egal wann man kommt“. Besonders auffallend ist für mich, dass Mustafa immerzu von „wir“ spricht in seinen Erzählungen (TB 09.03.2022).

Das „Außen“ spielt für die Gemeinschaft der Männergruppe im Wartebereich eine zentrale Rolle. Die Beziehungen beginnen und enden nicht dort, sondern bestehen über die räumlichen

Grenzen hinweg fort (in der gemeinsamen Moschee beispielsweise). Anders als bei anderen Nutzer:innen lernen sich diese Männer nicht erst im Wartebereich kennen, sondern bringen bestehende Beziehungen aus anderen Kontexten mit hinein. Die Gruppe selbst ist dabei auf eine spezifische Weise strukturiert und von Hierarchien durchzogen. Ahmet (oder bei sprachlichen Barrieren Mustafa) übernimmt scheinbar die Rolle eines Gruppensprechers; er verfügt offenbar über eine gewisse Entscheidungsmacht, denn auch bei unserer ersten Begegnung hing es von seinem Wort ab, ob einem Gespräch mit mir zugestimmt wird oder nicht. Auch die räumliche Praxis verdeutlicht diese Struktur: Durch ihre Lokalisierung in der letzten Reihe und die Art, wie sie diesen Bereich kollektiv einnehmen, privatisieren sie den Raum auf subtile Weise. Sie schaffen eine spürbare, wenn auch unsichtbare Abgrenzung zu den übrigen Nutzer:innen und verwandeln die Sitzreihe in einen erweiterten privaten Raum. Das Teilen von Raum und Zeit, verbunden mit ähnlichen Tätigkeiten, erzeugt eine besondere Art von Zugehörigkeit, Verantwortungsgefühl und Fürsorge (Drotbohm/Alber 2015: 7).

Informelle soziale Gemeinschaften, wie die Gruppe der türkischen Männer, können ebenfalls soziale Sicherung im Sinne von Franz und Keebet von Benda-Beckmann (2007) bedeuten, denn „social security function can be embedded in ordinary relatively undifferentiated relationships, institutions or belief systems“ (ebd.: 26). Auch ohne explizite Verpflichtung fungiert die Gruppe als niedrighschwellige Ressource: Es ist immer jemand da, wie Ahmet und Ali betonen, sei es für Gesellschaft oder Austausch.

Das gemeinsame Verständnis von Zugehörigkeit, geht über den individuellen Nutzen hinaus und unterstützt so die soziale Sicherungsfunktion des gesamten sozialen Gefüges. Dies gilt jedoch nur für Mitglieder oder assoziierte Akteure der Gruppe, denn nicht jede Person hat die gleichen Chancen und Möglichkeiten auf vorhandene soziale Ressourcen zurückzugreifen: informelle soziale Sicherung ist ebenfalls an Kategorien wie Alter, Geschlecht und soziale Zugehörigkeit geknüpft (ebd.: 28).

Temporalität erweist sich für Gruppe als ebenso bedeutsam wie die räumliche Dimension. Nicht allein der geteilte Raum, sondern das gemeinsame Verweilen über längere Zeit schafft eine Form von sozialer Sicherung. Das Gefüge bleibt dabei flexibel. Personen wie Ali oder Murat halten sich häufig in Reichweite der Gruppe auf, ohne dauerhaft Teil von ihr zu sein, und können so je nach Situation Nähe herstellen oder Distanz wahren. Das gemeinsame Zeitverbringen in einem geteilten Raum bleibt damit ambivalent. Es kann „eine in sich gekehrte, private Tätigkeit sein, ist aber oft eine sehr öffentliche, an der zahlreiche Menschen auf engem Raum in einer potenziell emotional aufgeladenen Atmosphäre ... beteiligt sind“ (Bishop 2013: 138). Die

Gruppe nutzt dafür bestimmte infrastrukturelle Punkte (die letzte Sitzreihe) bevorzugt, wodurch sich ein Gemeinschaftsort herausbildet, der ritualisiert wird. Bestimmte Sitzplätze werden genauso Teil des sozialen und räumlichen Alltags, wie die Gespräche und Interaktion selbst. Der Wartebereich wird zum zentralen sozialen Knotenpunkt, an dem man vertraute Menschen trifft, sich austauscht, Spaß hat und in Beziehung tritt. Die Nähe zur Moschee verankert den Wartebereich zudem in einem Netzwerk sozialer und religiöser Praktiken und lässt ihn als erweiterte Nachbarschaft erscheinen. Dabei verschwimmen die Grenzen zwischen „Innen“ und „Außen“ sowie zwischen öffentlich und privat, sodass hier ein Geflecht sozialer Beziehungen entsteht, das über bloße zufällige Nähe in urbanen Kontexten hinausgeht und den Raum mit Bedeutung auflädt (Hannerz 1980). Im Sinne von Lefebvres (1994) „gelebtem Raum“ entfaltet sich im Miteinander der Männer, mit Hierarchien, Ritualen (wie dem gemeinsamen Grüßen, der Nutzung von Gebetskugeln) und einer gemeinsamen Sprache, ein Raum sozialer Verbundenheit. Für die Akteure eröffnet der Wartebereich damit einen inklusiven Rahmen, „for addressing and preventing some of the most pressing concerns of contemporary urban life: ... creating [a place] for all“ (Latham/Layton 2019: 2).

Der Wartebereich zeigt sich als lebendig und fluide. Ein Raum, an dem Kommunikation stattfindet und Gemeinschaft ausgelebt wird und damit der von Marc Augé (1994) beschriebenen Logik der „Nicht-Orte“, denen er Identitätslosigkeit und fehlende Kultur zuschreibt, widerspricht (ebd.: 93). Das zeitliche und räumliche Erleben im Wartebereich ermöglicht, das Ausleben und Aushandeln von Gemeinschaft, die ebenso wie der Raum selbst, fluide ist und ein Wechselwirken zwischen losem und engem Kontakt hervorbringt. Gemeinschaft kann sich im Wartebereich nicht nur entfalten und über räumliche Grenzen und Barrieren hinweg operieren, sondern aufgrund der Dynamiken innerhalb des Raumes auch neue Formen von Sozialität hervorbringen. Aufgrund seiner Vielschichtigkeit und Funktionalität kann der Warteraum sowohl als Ort der Begegnung und Geselligkeit als auch als Ort des Alleinseins und für persönliche Aktivitäten genutzt werden, wobei vermeintlich jederzeit ein Wechsel zwischen diesen Zuständen möglich ist. Diese Flexibilität der sozialen Prozesse eröffnen den Akteuren die Möglichkeit, den Raum individuell zu nutzen, ohne Teil von sozialen Interaktionen zu sein, während zugleich jederzeit die Option besteht, in kollektive Prozesse einzutreten.

Diese sozialen Beziehungen und Austauschprozesse im Kontext sozialer Sicherung und Gemeinschaft, die zwischen den Nutzer:innen des Wartebereichs entstehen, werde ich im folgenden Kapitel anhand einer anderen sozialen Gruppe aus einer neuen Perspektive

beleuchten. Damit werde ich eine zusätzliche Dimension von Sorgepraktiken und dem Ausagieren sozialer Sicherung aufzeigen, die bisher noch nicht im Fokus der Auseinandersetzung stand.

### 3. Der Nachmittag

#### 3.1. „Ma schaut halt aufeinander“ – Soziale Sicherung und Sorge im Wartebereich

Am **Nachmittag** wirkt die Halle gedämpfter, beinahe vertraulich. Die Bewegungen verlangsamen sich, Stimmen klingen leiser, der Strom an Menschen, die durch die Bahnhofshalle hechten hat etwas abgenommen. Es entfaltet sich eine andere, ruhigere Atmosphäre, welche die kommende Rushhour des Abends noch nicht erahnen lässt.

Doch der Nachmittag steht hier nicht nur für einen ruhigeren Abschnitt im Tagesrhythmus des Westbahnhofs. Er versinnbildlicht auch eine Zeit, in der jene Prozesse spürbar werden, die sich nicht aufdrängen. Hier werden Handlungen sichtbar, die kein Schild ausweist und keine Anzeigetafel verkündet: eine geteilte Zeitung, Mitbringsel aus dem Supermarkt, eine stumme Geste der Vertrautheit und Sorge.

Die Geschichten von Susi, Hansi und Peppi, die ich im Folgenden erzählen werde, drängen sich nicht auf, sie werden erst erkennbar, wenn man bereit ist, länger hinzusehen.

Es ist ein Dienstagnachmittag im Mai 2021 und der Wartebereich ist reichlich gefüllt, während die Bahnhofshalle und die umliegenden Kioske leer sind. Besonders in Anbetracht der frühlingshaften Temperaturen überrascht es mich, selbst nachmittags so viele Menschen in den Sitzbereichen zu sehen zu sehen.

Ich setze mich in eine der vorderen Sitzreihen, die mir am wenigsten besetzt zu sein scheint. Obwohl die gleißende Mittagssonne einem etwas dumpferen Licht gewichen ist, wird die vordere Hälfte des Sitzbereichs immer noch durch die großen Fenster der Bahnhofshalle angestrahlt. Die Luft hat sich merklich aufgewärmt, seit ich am späteren Vormittag in den Wartebereich gekommen bin und ich merke, wie meine Kleidung zunehmend an mir zu kleben beginnt. Als ich mich setze, erkenne ich einmal mehr, warum die vorderen Sitzreihen zu dieser Tageszeit weniger besetzt sind.

Ich habe meinen Sitzplatz so gewählt, dass ich den besetzten Reihen im hinteren Abschnitt des Sitzbereichs zugewandt bin und lasse meinen Blick für eine Weile ziellos umherschweifen. In der letzten Reihe sitzt die Gruppe älterer Männer. Manche unterhalten sich auf Türkisch, andere sind in ihre Handys vertieft und ein Mann, ich glaube ihn als Murat zu erkennen, scheint zu schlafen.

Eine etwas ältere, sportlich gekleidete Frau mit großem zerschlagenem Rucksack, die ich später als Susi kennenlernen werde, lässt sich neben einem ebenfalls älteren Mann nieder. Sie hebt sich von den anderen Nutzer:innen ab. Zum einen ist sie, abgesehen von mir, zu diesem Zeitpunkt die einzige Frau im linken Sitzbereich, und zum anderen strahlt sie etwas aus, was ich noch nicht genau benennen kann. Etwas zwischen Vertrautheit mit der Umgebung und einer natürlichen Autorität.

Sie blättert vertieft in einer Boulevardzeitung, die sie kurz nachdem sie sich niedergelassen hat aus ihrem Rucksack holt. Immer wieder überkreuzt sie ihre Beine oder ändert ihre Sitzposition, ohne jedoch ihren Blick von der Zeitung zu nehmen. Ihr Verhalten hat etwas Rastloses an sich, das mir in den nächsten Monaten noch vertraut werden wird. Bald schon steht Susi auf und verschwindet über eine der Rolltreppen in die untere Etage des Westbahnhofs. Knappe 15 Minuten später kommt sie über die gegenüberliegende Rolltreppe wieder in den Wartebereich und lässt sich erneut neben dem älteren Mann nieder, der mir bald als Hansi bekannt sein wird. Hansi blickt nur flüchtig von seiner Zeitung auf. Auch Susi holt ihre Zeitung wieder aus ihrem Rucksack und beginnt zu blättern. Nach kurzer Zeit lässt sie die Zeitung sinken, steht auf und streckt sie Hansi entgegen. Er nimmt diese wie selbstverständlich an sich und legt sie auf den leeren Sitzplatz neben sich. „Damit da nicht fad wird“ sagt Susi, bevor sie erneut Richtung Rolltreppe verschwindet. Hansi vertieft sich nach dieser Interaktion in seine Zeitung, als hätte es keine Unterbrechung gegeben. Erst als eine junge Frau mit kurzen schwarzen Haaren vor seinem Sitzplatz am Rand der Reihe stehen bleibt, blickt er wieder auf. Die beiden unterhalten sich für einige Augenblicke, dann verabschieden sie sich mit einem fast choreographiert wirkenden Handschlag. Nach einer halben Stunde kommt Susi in den Wartbereich zurück. Sie geht wie vorhin zielstrebig auf Hansi zu und gibt ihm eine Supermarktrechnung und Rabatt-Sticker derselben Supermarktkette. „Da schau, da hast, die hab i für dich mitgenommen. Du vergisst sowas ja immer“.

Eine halbe Stunde später bahnt sich ein etwas älterer Mann im Rollstuhl zielstrebig einen Weg zur ersten Sitzreihe des Wartebereichs. Er isst etwas, das für mich aus der Entfernung wie ein belegtes Brot aussieht, weitestgehend unbeeindruckt von den angebrachten Schildern, die mit Piktogrammen auf das allgemeine Konsumverbot hinweisen. Er singt laut und unverständlich vor sich hin, was ihm verstohlene Blicke von anderen Nutzer:innen einbringt. Manche schütteln sichtlich irritiert ihren Kopf und murmeln etwas von „bsoffen“ und „keine Manieren“ vor sich hin. Andere senken ihren Blick schnell wieder, als würden sie Blickkontakt vermeiden wollen oder schmunzeln amüsiert. Der Mann, Peppi, scheint kaum Notiz von seinem Umfeld zu nehmen und rollt langsam weiter auf die erste Sitzreihe zu, während er von seinem Brot abbeißt und eine kleine Krümelspur hinterlässt. Dabei grölt er immer weiter Unverständliches vor sich hin. Ich vermute, wie andere Besucher:innen, dass er betrunken ist. Vor Susi, die sich in der letzten halben Stunde in der ersten Reihe niedergelassen hat und in ihre Zeitung vertieft ist, macht er halt. „Servas Susi“ ruft er ihr zu. Sie schaut von ihrer Zeitung auf, erwidert jedoch nichts. Aufgrund der Begrüßung gehe ich davon aus, dass sich Susi und Peppi ebenfalls kennen, wobei ihre Reaktion diese Vermutung nicht bestätigt. Nach einer längeren Pause, in der weder Susi noch Peppi etwas sagen, streckt Peppi plötzlich sein Sandwich aus und bietet Susi wortlos etwas von seinem Brot an (TB 10.05.2021).

Die oben beschriebene Szene lässt sich als typischer nachmittäglicher Alltag im Wartebereich beschreiben. Sie gibt dabei auch einen Einblick in soziale Praktiken und Interaktionen im Kontext von Sorge und sozialer Sicherung zwischen den Akteur:innen. Von Pendler:innen, die insbesondere morgens durch die Bahnhofshalle strömen, ist nichts mehr zu merken. Die Nachmittage haben oft etwas Gemütliches, teilweise fast etwas Intimes an sich, trotz der allgemeinen Betriebsamkeit, die immer wieder aufkommt und einem wellenartigen Rhythmus zu folgen scheint. Auf besonders geschäftige Episoden morgens oder abends folgt oft eine unerwartete Ruhe. Störungen dieser eigenen Form der Ruhe fallen dabei umso mehr auf. Dieses Kapitel widmet sich der Frage, wie sich solche Beziehungen gestalten und wie durch gemeinschaftliche Praktiken Sorge im Wartebereich gelebt und gestaltet wird.

Nach den vorangegangenen Kapiteln, in denen unterschiedliche Arten der Raumnutzung, Fragen des Umgangs mit Zeit sowie das Aushandeln von Gemeinschaft im Zentrum standen, erweitert dieses Kapitel die Auseinandersetzung um eine weitere Personengruppe. Es rückt jene Nutzer:innen in den Fokus, die sich ebenfalls, wie die Gruppe der türkischen Männer, über Stunden hinweg im Wartebereich aufhalten, sich frei darin bewegen und ihre eigenen Rhythmen leben. Folgt man Susi, Hansi, Peppi und co, so zeigt sich eine weitere Facette, wie der Raum im Kontext gemeinschaftlicher Prozesse genutzt wird. Dies hebt sich von der Privatisierung des Wartebereichs durch die Männergruppe rund um Ahmet, Mustafa, Ali und Murat ab. Diese Markierungen als sozialer Umschlagsplatz streicht auch der Bahnstationsmanager, hervor. Für ihn sind diese Gruppen ebenso Teil des Bahnhofs wie die Reisenden: „Wir haben eben auch Gruppen, die sich wirklich / die treffen sich nach der Arbeit oder wenn sie keine Arbeit haben, treffen sie sich halt so zu gewissen Zeiten“ (I, 01.02.2023).

Der Kapiteltitel „*Der Nachmittag*“ verweist zusätzlich auf diese Verschiebung. Er markiert einen Übergang im sozialen Rhythmus des Bahnhofs, eine Zwischenzeit, in der Routinen entstehen, Gemeinschaft sich verdichtet und Raum für Rückzug, Fürsorge und soziale Sicherung entsteht. Sorgepraktiken, soziale Beziehungen und die gemeinschaftliche Produktion von Raum stehen hier in einem engen Zusammenhang. Die beschriebene Situation kreist um soziale Prozesse: Handlungen im Kontext von Sorge, Solidarität und wechselseitiger Unterstützung sind Teil sozialräumlicher Aushandlungen, die auf unterschiedlichen Ebenen sichtbar werden. Dieses Kapitel widmet sich eben diesen Beziehungsebenen, wo Vertrauen, Verlässlichkeit und gemeinschaftliches Handeln sichtbar werden. Ich zeige dabei, dass die Interaktionen über das, was Marc Augé (1994) als fehlende Interaktion „echter“ Personen oder

Ulf Hannerz (1980) als „unfocused interactions“ beschrieben haben, hinausgehen und Sorge, Gemeinschaft und soziale Sicherung hervorbringen können (ebd.: 105).

Als Hauptakteur:innen dieses Kapitels treten Susi, Hansi und Peppi hervor und kommen in besonderem Ausmaß zu Wort. Sie waren während meiner Forschung am Westbahnhof regelmäßig im Wartebereich präsent und haben diese auf zentrale Weise geprägt.

### **3.2. „Ja, ja, hier können alle soziale Wesen sein“ – Der Wartebereich als sozialer Schmelztiegel**

Bei Nutzer:innen wie Susi und Hansi kann ich eine vertraute Selbstverständlichkeit in der Art und Weise erkennen, wie sie sich im Warteraum bewegen und wie sie mit anderen Akteur:innen umgehen. Das Teilen des Raumes bringt, wie auch bei der Männergruppe aus der letzten Reihe, eine eigene Form der Sozialität hervor, die soziale Beziehungen ermöglicht, die von flüchtigen Begegnungen bis hin zu Prozessen sozialer Sicherung und Sorge reichen.

In Anbetracht der bisherigen Kapitel scheinen die Mehrdimensionalität des Warteraumes und die (räumliche) Gestaltungsvielfalt darin nicht allzu überraschend, doch die Ausformungen sozialer Beziehungen, die im Wartebereich beginnen, muten durchaus ungewöhnlich für einen Raum dieser Größenordnung an. In *Kapitel zwei* habe ich bereits ausführlich über die besonders sichtbaren zwischenmenschlichen Interaktionen gesprochen. Gemeinschaft bezieht sich da auf einen größeren Personenkreis, der auch außerhalb des Bahnhofs besteht und was sich auf die soziale Organisation innerhalb des Bahnhofs auswirkt.

Anknüpfend daran, werde ich in diesem Kapitel eine weitere soziale Dimension des Wartebereichs und der darin stattfindenden sozialen Praktiken ins Zentrum stellen und genauer untersuchen, wie sich Beziehungen gestalten, die zwischen den Nutzer:innen im Westbahnhof entstanden sind. Denn wie Hannerz (1980) beschreibt, ist urbanen Räumen unter anderem folgendes inhärent: „they make people more physically accessible to one another, in more or less shared, limited space“ (Hannerz 1980: 243). Um diese sozialen Prozesse, die im folgenden Kapitel untersucht werden, zu veranschaulichen, möchte ich eine Situation aus der vorangestellten Sequenz erneut aufgreifen.

Susi und Hansi sitzen stumm nebeneinander, wobei Susi rastlos wirkt. Sie steht immer wieder auf und verschwindet für einige Zeit. Dabei lässt sie ihren Rucksack neben Hansi stehen. Als sie von ihrer letzten Runde zu Hansi zurückkehrt, geht sie zielstrebig auf ihn zu und überreicht ihm mit den Worten „da schau, da hast, die hab i für dich mitgenommen. Du vergisst sowas ja immer“

Rabattsticker. Hansi nimmt diese an sich und holt dafür ein knittriges Blatt Papier hervor, dass er Susi hält, die es mit einem Kopfnicken entgegennimmt (TB 10.05.2021).

Dies verdeutlicht, dass der Wartebereich für die beiden routiniert genutzt wird, im Sinne einer räumlichen Praxis, wie Lefebvre (1994) sie beschrieben hat. Für Susi und Hansi geht der Raum hier über seine geplante und wirtschaftlich konzipierte Funktion hinaus und fungiert vordergründig als alltäglicher Lebens- und Begegnungsraum.

Hansi und Susi haben eine Verbindung zueinander, die über höfliche Gepflogenheiten, die in einem solchen Raum zu erwarten sind, hinausgehen. Susis Geste des Mitbringens der Rabatt-Sticker, weil Hansi „es immer vergisst“ zeugt von einer tieferen Vertrautheit und lässt sich als Praktik sozialer Sicherung interpretieren. Wie Franz und Keebet von Benda-Beckmann (2007) anmerken, wird soziale Sicherung durch unterschiedliche soziale Phänomene und soziale Beziehungen charakterisiert (ebd.: 36f.). Die Rabatt-Sticker sind materiell wenig bedeutsam sozial aber hochrelevant: Sie zeigen kontinuierliche Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse des anderen. Der Supermarkt als Teil der räumlichen Struktur des Bahnhofs wird hier nicht nur als Ort des Einkaufs erlebt, sondern auch als Ressource für das genutzt, was Marcel Mauss (1990) allgemein als „gift giving“<sup>12</sup> beschreibt. Die Rabatt-Sticker und Rechnungen werden Teil eines persönlichen Fürsorgesystems, dessen Bedeutungen sich auch räumlich einschreiben. Susis Handeln – das Mitbringen der Sticker – ist eine kleine, aber konkrete und vor allem räumlich spezifische Praxis des Kümmerns. Die Beziehung wird hier im Handeln und Navigieren des Wartebereichs sichtbar. Das Nebeneinandersitzen in vertrauter Stille, das Verlassen des Sitzplatzes ohne Misstrauen, und das gezielte Zurückkommen mit etwas Nützlichem, all das unterstreicht die räumliche Dimension der Verbundenheit, der Reziprozität und der Absicherung.

Auch Hansi übt in dieser Situation eine Handlung aus, die im Kontext von Sorge und sozialer Sicherung verortet werden kann. Er passt auf Susis Habseligkeiten auf, was ein gewisses Grundvertrauen voraussetzt, denn die normativen Verpflichtungen zur Hilfeleistung gestalten sich in öffentlichen oder dynamischen Räumen anders als in privaten oder staatlichen Kontexten. Um mit Bourdieu (1990) zu sprechen, können beide Handlungen, das kleine Geschenk auf beiden Seiten sowie das Bewachen der Habseligkeiten, als eine Einführung einer

---

<sup>12</sup>Der englische Begriff *gift giving* wird in der deutschsprachigen Rezeption von Marcel Mauss meist mit „Gabe“ bzw. „Gabentausch“ übersetzt, um die wechselseitige Verpflichtung des Gebens, Annehmens und Erwiderns zu betonen (siehe dazu Mauss 1990).

kontinuierlichen Prüfung und Bestätigung der sozialen Beziehung verstanden werden (ebd.: 98f.). Eine Art interpersonaler Sozialversicherung, die ständig ausverhandelt wird. Marcel Mauss (1990) erklärt eben solche sozialen Praktiken als totale Leistung des Tausches, wobei sie hier nicht bloß die Verpflichtung mit sich bringt „die empfangenen Geschenke zu erwidern; sie setzt auch zwei weitere, ebenso wichtige voraus: einerseits die Verpflichtung, Geschenke zu machen, und andererseits die Geschenke anzunehmen“ (Mauss 1990: 36).

Dass Hansi auf Susis Habseligkeiten aufpasst und sie ihm ein kleines Geschenk mitbringt, ist demnach ebenfalls in einem Kreislauf des Tausches und der Reziprozität zu verorten, der immer weiterläuft. Denn als Susi Hansi die Sticker gibt, antwortet er mit einer Gegengabe. Hansi startet damit den Kreis des Tausches und der Reziprozität gleich aufs Neue. Diese fortwährenden Praktiken des Warenaustauschs sichern damit gleichsam die soziale Beziehung weiter ab, basieren diese doch oftmals auf „erlebter oder erwarteter Reziprozität“ (Thelen 2014: 42).

In der öffentlichen sowie auch sozialwissenschaftlichen Debatte wird Sorge weitestgehend mit Verwandtschaft verbunden und dabei oftmals in der privaten Sphäre verortet. Die räumliche Komponente wird dabei oftmals nur peripher einbezogen. Der Wartebereich stellt sich gewissermaßen an der Schnittstelle zwischen öffentlich und privat dar. Susi und Hansi drücken einen fast häuslichen Umgang mit dem Bahnhof und seiner Infrastruktur aus. Die Männergruppe rund um Ahmet, Mustafa, Ali und Murat nehmen den Raum ebenfalls auf private Weise ein, besetzen eine bestimmte Reihe, bewegen sich frei und kommunizieren über Sitzreihen hinweg. Der Wartebereich tritt als Fluide auf, weder öffentlich noch privat. Diese Praktiken stellen einen Nährboden für Gemeinschaft dar, wodurch sich auch soziale Fürsorge und Absicherung entwickeln können (Drotbohm/Alber 2015). Wie Franz und Keebet von Benda-Beckmann (2007) ausführen, hat sich in der jüngeren Vergangenheit auch die sozialwissenschaftliche Debatte dahingehend verschoben, soziale Sicherung auch in der informellen Sphäre zu beleuchten (ebd.: 33). Die beschriebene Situation zeigt Ansätze einer solchen informellen sozialen Sicherung auf. Hansi und Susi haben im Wartebereich eine Beziehung etabliert, die es für sie ermöglicht sich freier und unabhängiger in dem Raum zu bewegen, in dem auf Habseligkeiten oder den kurzzeitig verlassenen Platz aufgepasst wird. Die beobachtete kleine Gabe mag einerseits als das Festigen der sozialen Beziehung und das Erzeugen von Reziprozität interpretiert werden, doch weist diese Geste auch einen Aspekt der Fürsorge auf, der durch Susis Worte „du vergisst sowas ja immer“ zum Vorschein kommt. Um ein besseres Verständnis für die Interaktion zwischen Hansi und Susi zu bekommen, stelle ich die beiden zentralen Akteur:innen im Folgenden etwas detaillierter vor.

Ich habe Hansi und Susi im Frühsommer im Jahr 2021 kennengelernt. Die beiden sind mir schon recht früh in meinem Forschungsprozess aufgefallen, was auch auf ihre häufige Präsenz im Wartebereich zurückzuführen ist. In vielen meiner ersten teilnehmenden Beobachtungen, sind Susi und Hansi zentrale Akteur:innen, Das war mit ein Grund, warum ich zu Beginn gewisse Hemmungen hatte sie anzusprechen, denn ich wollte gut vorbereitet sein und mir den Gesprächseinstieg gut überlegen. Auch die aufrechten Bestimmungen zur Bekämpfung der Covid-19 Pandemie wie Maskenpflicht und Abstandsregelungen haben das Knüpfen von Kontakten zusätzlich erschwert. Auch wenn die erste Kontaktaufnahme, insbesondere mit Susi, nicht so stattgefunden hat, wie ich das vorab geplant habe – denn ich sprach sie kurz vor einer ihrer Runden durch den Bahnhof an – hätte ich mir die Gesprächsverläufe nicht besser vorstellen können. Susi und Hansi waren sofort interessiert an mir und meiner Forschung und es hat nicht lange gedauert, bis wir eine Basis aufgebaut hatten, die tiefere Gespräche ermöglicht hat, wobei Hansi offener mit Erzählungen über die eigne Person umgegangen ist. Susi war etwas vorsichtiger und hat weniger von sich Preis gegeben. Unsere Gespräche waren oft auf einer analytischen Ebene, wie eine gemeinsame Reflexion über den Warteraum und seine Dynamiken. Die folgenden lebensgeschichtlichen Erzählungen sind im Zuge unterschiedlicher Gespräche über einen längeren Zeitraum entstanden und ich habe sie im Rahmen der Datenauswertung in der Chronologie der Biographien zusammengefügt.

Hansi ist ein dünner, ruhiger Mann Anfang 70, dem man sein ereignisreiches und nicht immer einfaches Leben ansieht. Die prekären Phasen seiner Biografie scheinen sich auch körperlich eingeschrieben zu haben. Sein Rücken ist gekrümmt, sein Gesicht fahl und eingefallen und sein rechtes Auge ist durch eine unbehandelte Infektion vor vielen Jahren bis zur Unkenntlichkeit vernarbt. „Aber ich lebe sehr gesund, wirklich, ich rauche nicht mehr und trinke nicht mehr und bin seit 50 Jahren Vegetarier“ wiederholt Hansi bei seinen Erzählungen immer wieder. Besonders oft betont er dies, wenn er von seinen Schicksalsschlägen oder der Wohnungslosigkeit erzählt.

Im Jahr 2017 hat Hansi nach dem Tod seiner Lebensgefährtin Marija seine Bleibe verloren. „Das war halt Marijas Wohnung und nach ihrem Tod hat der Sohn die Wohnung bekommen und der hat mich ned drinnen lassen“. Dieser rezenteste Schicksalsschlag in einer langen Reihe scheint in Hansi bis heute viele Emotionen hervorzurufen. Als er von Marija, ihrer gemeinsamen Zeit und ihrem plötzlichen Tod zu erzählen beginnt, verändert sich seine zuvor ausgelassene Stimmung. Sein sonst so offener Gesichtsausdruck verhärtet sich. Die Beziehung zu Marija, einer Krankenpflegerin aus Slowenien, die er bei einem seiner Krankenhausaufenthalte kennenlernte, schien für Hansi auf unterschiedlichen Ebenen einen Neuanfang bedeutet zu haben. „Durch die Marija hatte ich das erste

Mal seit vielen Jahren wieder eine richtige Wohnung und sowas wie a Leben. Wir hatten eine schöne Zeit“. Mit Marijas Tod hat er nicht nur seine Partnerin, sondern auch sein „neues“ Leben verloren. Hansi landete erneut auf der Straße. Seitdem zieht er wie zuvor in der Stadt umher, von Notschlafstelle zu Notschlafstelle. „grad hab i Glück und hab an längeren Schlafplatz bei der Caritas und wenn i ned dort bin, bin ich halt hier am Westbahnhof“. Früher hat er viel Zeit in Lokalen im 1. Wiener Gemeindebezirk verbracht, sagt er. „Das waren Zeiten sag ich da, da hat mich jeder gekannt im Prückel oder im Alt Wien. Viel unterwegs war ich. Aber jetzt trink ich ja nichts mehr, also brauch dort auch nicht mehr sein“ erzählt Hansi fast nostalgisch.

Seit dem Jahr 2020 ist der Wartebereich des Westbahnhofs sein täglicher Aufenthaltsort. Hansi ist, ähnlich wie Susi, meist in eine Zeitung vertieft, die er in einem seiner Plastiksäcke sammelt. Wenn er nicht gerade Zeitung liest, macht er sich Notizen auf einem Klemmbrett, die für andere kaum zu entziffern sind. „Was halt so passiert schreib ich mir auf“ sagt er dazu, als ich ihn einmal danach frage. Andere Bahnhöfe, wie beispielsweise den Hauptbahnhof mag er nicht besonders. „Zu hektisch und ungemütlich“ sei es dort, auch wenn er den Wartebereich am Westbahnhof auch nicht als sonderlich einladend empfindet. „Aber hier komm ich her wegen den Leuten, zum Unterhalten“. Der Wartebereich ist über die Jahre sein Alltag geworden. „Alle wissen, dass ich da bin. Selbst die Sozialarbeiter von der Caritas kommen hier her, wenn sie mich besuchen wollen“. Der Westbahnhof funktioniert hier als Ankerpunkt oder auch als Zuhause.

Hansis Schilderungen verdeutlichen, wie sehr der Wartebereich Teil seiner Lebenswelt geworden ist. Besonders Aspekte wie Routine und Gemeinschaft stechen heraus. Im Laufe der Jahre hat er sich nachhaltige soziale Netzwerke aufgebaut. Der Westbahnhof ist für ihn nicht nur ein Aufenthaltsort, sondern ein Raum der sozialen Sicherung und Gemeinschaft. Da spielt es auch keine Rolle, dass er den Westbahnhof als nicht besonders ansprechend empfindet. Dass der Wartebereich für ihn alltägliche räumliche Praxis geworden ist, zeigt sich auf verschiedenen Ebenen: in informellen Beziehungsnetzwerken im Kontext von Sorge, in institutionellen Angeboten wie den Besuchen seiner Sozialarbeiter:innen und in der alltäglichen Vertrautheit, die der Raum ihm bietet. Hansis Alltag fügt gängigen Vorstellungen von Obdachlosigkeit in der Stadt – als chronisch unterversorgt und isoliert – eine neue Dimension hinzu. Trotz seiner prekären Lebensumstände erfährt er im Wartebereich eine gewisse Form der Normalität und Akzeptanz, auch von institutioneller Seite. „Dass da einer ist, der schaut jetzt vielleicht nicht rasend gut aus, und vielleicht riecht er sogar auch ein bisschen, ist das noch kein Grund für uns, dass wir sagen, der muss jetzt gehen. Das ist, wie es ist in so einer Stadt dann ist das in Ordnung“ betont der Bahnstationsmanager (I, 01.02.2023). Der Wartebereich und Hansis Position darin löst andere gesellschaftliche Exklusionsmechanismen, von denen er möglicherweise betroffen ist,

nicht auf, doch er bietet ihm zumindest temporär die Möglichkeit anzukommen und mit anderen in Beziehung zu treten.

Darüber hinaus zeigt Hansis Alltag, dass der Wartebereich nicht nur über seine intendierte Funktion hinaus genutzt wird, sondern aktiv von den Nutzer:innen gestaltet wird. Durch seine Präsenz und seine sozialen Netzwerke trägt er zur Herstellung des Wartebereichs als sozialem Raum bei. Hier kann er, zumindest vorübergehend, von seiner Rolle als marginalisierter Nutzer, in die eines handelnden Produzenten schlüpfen. Handlungsspielräume oder Agency, wie sie sich unter anderem bei Hansi zeigen, werden in alltäglichen gesellschaftlichen Debatten oftmals übersehen oder unzureichend thematisiert. Auch wenn diese Spielräume teils fragil sind und durch die Ordnungs- und Sicherheitspolitiken des Bahnhofs jederzeit gestört werden können, wie ich am Beispiel von Raumausschlüssen in *Kapitel vier* zeige, unterstreicht Hansis Beispiel, wie auch gesellschaftlich marginalisierte Personen Räume wie den Westbahnhof aktiv aneignen und mitgestalten.

Wie Hansi kommt auch Susi täglich in den Wartebereich. Susi ist eine reservierte Frau Mitte 60, mit ergrauendem blondem Haar, dass sie immer zu einem Zopf zusammengebunden trägt. Ihr Kleidungsstil ist sportlich, wobei sie immer ein schmutziges weißes Paar Crocs an ihren Füßen trägt. Sie hat meist einen zerschissenen orangenen 60-Liter Trekking Rucksack bei sich, der den Großteil der Zeit leer zu sein scheint. Auf den ersten Blick macht sie einen adretten und gepflegten Eindruck. Erst bei längerer Bekanntschaft drängen sich Kleinigkeiten in den Vordergrund, die diesem Bild etwas widersprechen. Beispielsweise sind Susis Beine dick einbandagiert und auf ihren Füßen sind gleich mehrere große Heftpflaster zu sehen. Im Laufe unserer Bekanntschaft werden sowohl die Bandagen als auch die Pflaster immer schmutziger werden, einen Bandagenwechsel scheint es nicht zu geben. Welche Verletzung sie an ihren Füßen hat, wird Susi in der Zeit unserer Bekanntschaft nicht preisgeben. Aufgrund dieser äußerlichen Faktoren und ihrem Nutzungsmuster des Westbahnhofs gehe ich davon aus, dass Susi ebenfalls irgendwo im Obdach- oder Wohnungslosenkontext zu verorten ist. Explizit bestätigt hat sie dies jedoch nie.

Susi ist eine der wenigen Frauen, die täglich in den Wartebereich kommen und sich in dem Raum ausbreiten. „Ja also ich komme hier schon oft her, so wie die meisten“. Susi kommt ebenfalls seit dem Jahr 2020 in den Wartebereich. In ihren Erzählungen bleibt Susi meist sachlich, sie gibt nicht preis, wo sie vor 2020 ihre Zeit verbracht hat oder was sie dazu bewogen hat ab diesem Zeitpunkt an den Westbahnhof zu kommen. Ihre Ausführungen und Beschreibungen des Wartebereichs haben oft einen analytischen Unterton. Ihre

Ausdrucksweise ist eloquent und wirkt immer wohlüberlegt, doch wenn man das Gespräch auf sie lenkt, bringt sie nach wenigen Momenten ein neues Thema auf.

Für Susi ist der Wartebereich nicht gemütlich, aber sie kommt trotzdem seit Jahren gerne, weil sie hier das Gefühl hat, eine Gemeinschaft zu haben. „Das hier ist ein sozialer Raum in dem auch der Mensch als soziales Wesen bestehen kann. Das ist sehr schön hier“. Je länger ich Susi kenne, desto mehr offenbart sich mir, wie viele andere Nutzer:innen sie kennt. Sie sitzt selten allein, winkt bei ihren Runden im Bahnhof oft wem zu oder bleibt für kurze Gespräche stehen. In der Art und Weise wie sie sich durch den Raum bewegt, strahlt sie eine gewisse Autorität aus.

Der Westbahnhof hat für Susi alles, was sie braucht, wobei sie in ihren Erzählungen besonders die kommerzielle Infrastruktur der Geschäfte und Lokale betont. Sie erzählt oft von ihren Lieblingsgeschäften, auch wenn ich sie nie in einen dieser Läden hineingehen sehen werde. Es scheint ihr ein großes Anliegen zu sein, ihre Kaufkraft zu betonen. Sie wird nicht müde immer wieder aufs Neue zu betonen, dass sie zum Westbahnhof kommt, weil es dort die Möglichkeit gibt, Konsumgüter zu kaufen und eine vorteilhafte Infrastruktur zu nutzen.

In Susis Aussagen lässt sich eine gewisse Form der „Performance“<sup>13</sup> herauslesen. So wie sie sich in unseren Gesprächen und in ihrem räumlichen Handeln darstellt, scheint es, als würde sie mir und anderen Nutzer:innen ein bestimmtes Bild vermitteln wollen. Insbesondere ihre Betonung der Konsumgüter und ihre regelmäßigen Runden im Bahnhof, die sie auch zu Geschäften führen, wirkt auf mich etwas kuratiert, vielleicht auch um ein Bild sozialer Normalität, Konsumfähigkeit und normativer Teilhabe zu vermitteln.

Das Verhalten bzw. die Beschreibungen des Verhaltens sowohl von Susi als auch von Hansi interpretiere ich in diesem Zusammenhang im Sinne Goffmans als Reaktion auf die „Gefahr“ der Entwertung durch gesellschaftliche Stigmata<sup>14</sup>. Goffmans Auseinandersetzungen mit sozialer Exklusion dienen mir hier als konzeptuelle Linse, um Susis Praktiken einzuordnen (1967). Die Kategorien von Täuschung, Informationskontrolle und Stigma-Management sehe ich hier als hilfreich an, um Susis Zurückhaltung persönlicher Details und die Überbetonung von Konsumgütern, die Zugehörigkeit signalisieren, besser zu verstehen. Durch ihr Bewegungsmuster im Westbahnhof, das die Konsumorte immer präsent miteinbindet, scheint

---

<sup>13</sup> Erving Goffman (1959) verwendet den Begriff der „Performance“, um zu beschreiben, wie Individuen in sozialen Interaktionen Rollen darstellen und ihre Identität gezielt inszenieren, um den Eindruck zu steuern, den andere von ihnen gewinnen.

<sup>14</sup> In seinem Werk „Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität“ (1967) beschreibt Goffman, wie stigmatisierte Personen ihr Verhalten in sozialen Interaktionen gezielt steuern, um Entwertung zu vermeiden, und wie die Wahrnehmung durch „normale“ Personen die sozialen Handlungen der Betroffenen beeinflusst.

sie eine gewisse Scheinnormalität<sup>15</sup> zu kreieren, um nicht als sozial abweichend erkannt zu werden (ebd.:173-75). Hansi betont in unseren Gesprächen immer wieder seinen gesunden Lebensstil („ich rauche nicht und trinke nicht und ernähre mich vegetarisch“). Dies lässt sich zum einen ebenfalls als eine Art der „Performance“ werten, wobei er anders als Susi, die Sichtbarkeit seines Stigmas durch eine Art der narrativen Selbstpositionierung navigiert. Er lenkt den Fokus weg von sozialer Prekarität hin zu moralisch positiv aufgeladenen Bildern. Zum anderen lässt es sich mit Ordnungspraktiken des Westbahnhofs in Verbindung bringen, die es einzuhalten gilt, wenn man sein „Zutrittsrecht“ nicht langfristig verwirken möchte. „Das große Problem ist Alkohol und die Leute, die den Alkohol verwenden“ betont der Bahnmanager mehrmals (I, 01.02.2023). Es scheint plausibel, dass Hansi seine Nüchternheit hier bewusst herausstreicht, um sich nicht im Kontext eines Problems, das es zu regeln gibt, darzustellen (Miller/Rose 2008).

Das, was Hansi und Susi von sich preisgeben, hängt immer auch von dem Gegenüber ab, mit dem sie zusammen sind. In vertrauten Teilgruppen des Wartebereichs können Regeln gelockert werden – das zeigt sich etwa in den Interaktionen zwischen Susi, Hansi und anderen engen Bekannten. Diese Interaktionen beruhen auf einer informellen Gemeinschaft, die Sorge und soziale Sicherung hervorbringt und Aspekte wie Stigma-Management, die Goffman hauptsächlich dem öffentlichen Leben und dem Kontakt zwischen Fremden zuschreibt, obsolet machen (1967: 68). Dies unterstreicht abermals eine liminale Position des Wartebereichs, zwischen der Binarität von öffentlich/privat. In dieser Schwebelage entstehen spezifische soziale Rollen und Aushandlungen. Susis aktive Position als Netzwerkerin und Bindeglied lässt sich als Beitrag zur sozialen Sicherung in einem dynamischen Raum verstehen. Während der Aufenthalt im Wartebereich leicht mit passiver Bedürftigkeit und sozialer Marginalisierung assoziiert werden kann, positioniert sich Susi bewusst anders. Sie bietet Informationen und Hilfe an und löst sich damit von der Zuschreibung der Passivität. Dieses Handeln schafft aktiv Bindungen und strukturiert Interaktionen. Durch „gift giving“ und Reziprozität etabliert sich eine Norm, die Zugehörigkeit und Anerkennung vermittelt. Hansi ist nicht der einzige, dem sie Geschenke mitbringt. Auch anderen ihr bekannten Nutzer:innen bringt sie immer wieder Kleinigkeiten. Ich habe des Öfteren beobachtet, dass sie dafür mitunter nicht einmal stehen bleibt, sondern diese im Vorbeigehen und nach einem schnellen Wortwechsel übergibt (TB 25.05.; 21.06; 28.07.2021) Sie verschiebt hier einerseits die Aufmerksamkeit und verhandelt so

---

<sup>15</sup> Mit „Scheinnormalität“ bezeichnet Goffman (1967) die Bemühung stigmatisierter Personen, ihre von der Norm abweichenden Merkmale zu verbergen oder zu relativieren, um in Interaktionen als „normal“ zu erscheinen und sozialer Entwertung zu entgehen.

ihre soziale Rolle im Wartebereich bewusst und eigenmächtig. Andererseits handelt sie im Kontext der „gift economy“, die soziale Beziehungen absichert und einen sozialen Kreislauf erzeugt (Mauss 1990).

Trotz angenommener lebensgeschichtlicher Unterschiede, die dazu geführt haben, dass Hansi und Susi nun ihre Tage im Wartebereich verbringen, weist ihr Alltag am Westbahnhof signifikante Ähnlichkeit auf. Beide betonen in ihren Erzählungen insbesondere Gemeinschaft, Zugehörigkeit und den Umstand am Westbahnhof ein „soziales Wesen“ sein zu können. Susi beschreibt diesen sozialen Aspekt als schön – ein Wort, das weder Susi noch Hansi im Zusammenhang mit den räumlichen Beschaffenheiten des Wartebereichs sonst jemals verwenden werden. Denn „gfallen tuts ma da [in den Räumen des Westbahnhofs] ned unbedingt“ wiederholen beide häufig (TB 25.05.; 26.06.; 04.09.2021). Dabei gehen sie insbesondere auf die unbequemen Sitze und die moderne, offene Architektur der Bahnhofshalle ein. Alles Aspekte, die der Bahnstationsmanager als herausragend und Aushängeschild für den Westbahnhof beschreibt. In diesen divergierenden Erzählungen drückt sich die Mehrdimensionalität des Raumes aus. Die Ebenen der Nutzung und der Planung stimmen nicht nur nicht überein, sondern werden auch völlig anders interpretiert. Wie wird Sozialität, die so oft betont wird, nun aber im Wartebereich gelebt? Dieser Frage werde ich im folgenden Abschnitt nachgehen, indem ich einige Situationen mit Hansi und Susi im Mittelpunkt genauer untersuche.

### **3.3. Tauschen, Schenken, Aufpassen – Soziale Sicherung als alltägliche Praxis**

Susi sitzt wie so oft neben Hansi. Sie unterhalten sich über ihre Zeitungen hinweg leise. Nach einigen Minuten holt Susi eine weitere Zeitung aus ihrem Rucksack und gibt sie Hansi. „Damitst was Neues zum Lesen hast“. Wenige Minuten nach dieser Interaktion steht sie in typischer Susi-Manier auf, geht durch den Warteraum und redet dabei alle paar Meter mit anderen Nutzer:innen. Es scheinen kurze, teils flüchtige Wortwechsel zu sein. In der Mitte der Bahnhofshalle trifft sie auf Peppi, der mit seinem Rollstuhl aus der entgegengesetzten Richtung kommt. Beide bleiben stehen und reden für einige Minuten miteinander, bevor Susi ihren Rucksack von der Schulter holt, kurz darin kramt und Peppi ebenfalls eine Zeitung entgegenstreckt. Peppi nimmt sie nickend entgegen und setzt daraufhin seinen Weg fort (TB 04.09.2021).

Das „Verschenken“ von Zeitung, das Susi häufig praktiziert, ist für sie ein essenzieller Faktor, um mit anderen in Beziehung zu treten, diese Beziehung aufrechtzuerhalten sowie soziale Nähe auszudrücken. Nicht nur die Zeitung als Gut, sondern auch die Praxis des Schenkens an sich schafft Beziehung zwischen den involvierten Akteur:innen. In Anbetracht dessen zeigt sich eine neue Facette von Susis vermeintlich unbedeutender Gewohnheit, ihren Bekannten Zeitungen zu geben. Wie ich im Laufe meiner teilnehmenden Beobachtungen feststelle, ist das Medium Zeitung omnipräsent im Wartebereich. Besonders Susi, Hansi und Peppi werde ich kaum jemals ohne Zeitung begegnen. Oftmals lesen sie mehrere Zeitungen gleichzeitig, machen Kreuzworträtsel oder Vergleichen die Berichterstattung. „Immer des gleiche, überall steht immer das gleiche drin“ sagt Susi an Hansi gewandt und zeigt ihm eine Passage in ihrer Zeitung (TB 26.06.2021).

Soziale Beziehungen und die Absicherung der eigenen Position gestalten sich in einem Raum, der von konstanter Bewegung gekennzeichnet ist, anders als in einem rein privaten Setting. Das Lesen von Zeitungen scheint in diesem Zusammenhang mehrere Funktionen zu erfüllen. Zum einen ist es eine niederschwellige Möglichkeit sich die Zeit zu vertreiben und sich zu unterhalten. Susi und Hansi reden über die Inhalte der Zeitungen, tauschen sich aus und beteiligen sich so auch an einem intellektuellen und politischen Diskurs. In ihren Gesprächen über Nachrichten und Zeitungsartikel äußern sie individuelle Norm- und Wertvorstellungen und verhandeln diese. Zum anderen ist es eine Tätigkeit, die in einem Wartebereich als normal gilt und somit ein Bild von Zugehörigkeit und Anpassung vermittelt.

Das Zeitunglesen ist nicht bloß ein Weg im Wartebereich nicht aufzufallen, sondern auch ganz einfach ein Teilnehmen an gesellschaftlichen Diskursen. Susi und Hansi lesen nicht nur, sie kommentieren, diskutieren und widersprechen. In ihren Gesprächen artikulieren sie Kritik an Politiker:innen und positionieren sich innerhalb eines größeren gesellschaftlichen Diskurses. Indem sie Zeitung lesen und darüber sprechen, partizipieren sie an intellektuellen und politischen Auseinandersetzungen und bringen sich, wenn auch in informeller, oft spontaner Form, in öffentliche Debatten ein. Das Zeitunglesen erscheint so nicht nur als Strategie unauffällig zu sein, sondern ebenso als Ausdruck von Teilhabe und kritischer Auseinandersetzung mit ihrer Welt.

Die Interaktionen und sozialen Beziehungen, die sich in diesem räumlichen Kontext ergeben, bewegen sich zwischen Vergnügen und tiefergehenden sozialen Prozessen. Darin ähneln sich die Praktiken der Männergruppe und die von Susi, Hansi und co. Sie scheinen von mehr Faktoren abzuhängen als bloßer Gesellschaft gegen Langeweile, wobei inhaltliche Auseinandersetzungen dabei ebenfalls nicht zu unterschätzen sind.

Gemeinschaft entsteht hier nicht bloß durch soziale Prozesse, sondern wird dadurch auch gefestigt. Nicht ausschließlich die Zeitung als Geschenk, sondern das Verschenken wird hier zur sozialen Praxis. Dabei werden Beziehungen hergestellt und bewahrt, die in prekären Situationen soziale Sicherung gewährleisten können (F und K von Benda-Beckmann 2007; Bourdieu 1990; Lévi-Strauss 1987). Die Zeitung stellt in diesem Fall ein kleines „Geschenk des Alltags“ dar, das, Mauss (1990) als „sozusagen freiwillig, anscheinend selbstlos und spontan, aber dennoch zwanghaft und eigennützig“ beschreibt und in Susis sozialem Gefüge beliebt ist (ebd.: 18). Zudem ist die Zeitung etwas, wo auch Susi in ihrer sozio-ökonomischen Position problemlos Zugang hat, sind es doch Großteils kostenfreie Boulevardzeitungen, die sie verschenkt. Diese Ambivalenz verweist auf das Prinzip der Reziprozität, das auch im Kontext von Sorgebeziehungen eine zentrale Rolle spielt. Bourdieu (1999: 90) spricht von einem „Kreislauf der Reziprozität“, welcher soziale Bindungen stabilisiert und langfristige Verpflichtungen erzeugt, wobei, wie Ulf Hannerz (1980) darstellt, der Inhalt und das Ausmaß dieser reziproken Beziehungsverhältnisse immer auch relational und variable ist (ebd.: 265).

Gerade für obdachlose Menschen gewinnt soziale Sicherung durch Gemeinschaft an Bedeutung, da sie aufgrund ihrer sozioökonomischen Lage nicht in institutionalisierte Formen sozialer Sicherung (staatlicher oder privater Art) einzahlen können. Auch der Akt des „Gebens“ scheint hier ein wichtiger Wert im Kontext der Gemeinschaft zu sein. Dies unterstreicht auch Loïc Wacquant in seinem Werk „Urban Outcasts“, in dem er erklärt: „Friends often play a crucial role in life in that they provide moral and material support, help construct one's identity and open up opportunities that would not materialize ... particularly in the area of ... members of the lower class (Wacquant 2012: 116).

Personen aus prekären Verhältnissen fallen immer wieder durch staatliche Sicherungsnetze bzw. die sozialstaatliche Sicherung greift nicht ausreichend.<sup>16</sup> Dies zeigt sich unter anderem daran, dass Schätzungen zufolge Zehntausende bis 100.000 Menschen in Österreich ohne aufrechten Versicherungsschutz sind. Für diese Personen spielen alternative Netzwerke eine essenzielle Rolle: Soziale Sicherung wird nicht allein durch staatliche Strukturen gewährleistet, sondern entsteht ebenso durch informelle Sorge und Gemeinschaft. Soziale Sicherung ist dabei jedoch nicht losgelöst von Ressourcen. Diese Ressourcen sind breit gefächert und umfassen sowohl soziale Beziehungen wie auch materielle Güter, wie beispielsweise in diesem Fall die Zeitungen (F. und K. von Benda-Beckmann 2007: 50). Ressourcen sozialer Sicherung spielen im Wartebereich eine wesentliche Rolle dafür, dass das Potenzial sozialer Sicherung realisiert

---

<sup>16</sup> Trotz des in Österreich herrschenden Prinzips der Versicherungspflicht, die qua Gesetz festgeschrieben ist, fallen eine Bandbreite an Personen, die sich an den Rändern des Systems befinden aus dem Versicherungsschutz.

und ausverhandelt wird. In diesem Sinne lassen sich soziale Netzwerke und Sorgebeziehungen im Kontext des Westbahnhofs als gemeinsam produzierter Raum als einen von vielen „Security Mechanisms“ verstehen (ebd.).

Auch wenn soziale Beziehungen und Praktiken allein nicht ausreichen, um eine umfassende und nachhaltige soziale Absicherung zu gewährleisten, so leisten sie dennoch einen bedeutenden Beitrag, insbesondere dort, wo staatliche Sicherungssysteme unzureichend sind.

Die Rolle der ÖBB als staatliche Institution muss hier ebenfalls Erwähnung finden, denn auch wenn Formen informeller sozialer Sicherung am Westbahnhof überwiegen, so bedeutet das nicht, dass es gar keine formellen Prozesse gibt. Durch das Bereitstellen räumlicher Infrastruktur und die Haltung der Bahnhofsleitung, dass soziale Prekarität keinen Ausschlussgrund darstellen darf, trägt die Institution selbst zu einer Form toleranter (staatlicher) Versorgung bei. Auch regelmäßige Treffen mit der Stadt sowie die Mitfinanzierung von sozialarbeiterischen Teams, die Nutzer:innen des Westbahnhofs aufsuchen, leisten einen Beitrag zur Absicherung marginalisierter Personen. Am Westbahnhof greifen daher unterschiedliche Sicherungssysteme ineinander.

Dass die Nutzer:innen sich untereinander umeinander kümmern, ist in dem sozialen Netzwerk von Susi keine Seltenheit. Auch wenn es oft Susi ist, die anderen etwas von ihren Runden durch den Bahnhof mitbringt oder wie oben dargestellt Routinen des Tausches und Schenkens unterhält, so ist sie ebenso auch die Empfängerin solcher sozialen Praktiken.

Susi sitzt mit ihrem Rucksack, isst einen Apfel und liest Zeitung. Ein Mann mit Rucksack, den ich noch nie gesehen habe, bleibt vor ihrem Sitzplatz stehen und begrüßt sie. Er sagt „auf der anderen Seite is wenig los. Magst a an Kaffee, i geh ma an holen“. „Gerne“ erwidert Susi und der Mann verschwindet in Richtung der Kioske (TB 10.08.2021).

Das Teilen von Essen, oder wie in diesem Fall das Holen von Kaffee, lässt sich im Kontext einer solidarischen Praxis verstehen. Stavrides (2016) beschreibt Solidarität als „both a prerequisite of egalitarian sharing and a set of practices that create equality through offering“ (ebd.: 49). In diesem Zusammenhang lassen sich auch Bezüge zu Mauss' Konzept der Gabe herstellen: Praktiken des Teilens und Tauschens können als Teil von Sorgebeziehungen betrachtet werden. Sorge und sich umeinander kümmern kann jedoch auch andere Formen annehmen.

Es ist kurz nach halb eins, als ich an diesem Freitagnachmittag in den Wartebereich komme. Es ist ein warmer, aber grauer Tag. Auch die ersten Sitzreihen im rechten Flügel sind heute voll, was ich mit der fehlenden Sonne in Verbindung bringe. Ich setze mich in die dritte Reihe und schaue mich

um. Ein paar Gesichter kenne ich mittlerweile und einige davon nicken mir in einem Gruß zu. Hansi und Susi stehen gerade auf als ich mich niederlasse. Hansi hat seine Maske, so wie oft, bis unters Kinn gezogen während Susi ihre korrekt aufgezogen hat. „Heast Hansi, setz die Maske gscheit auf, das geht so ja nicht mit dir“ (TB 28.05.2021).

Susis Aufforderung an Hansi, die Maske aufzusetzen lässt sich hier auf unterschiedliche Weise einordnen. Zum einen ist sie im Kontext des Wartebereichs und den pandemiebedingten Verschärfungen der Hausordnung als Ausdruck von Sorge sowie sozialer Sicherung zu werten. Denn in dem sie Hansi dazu auffordert, die Maske aufzusetzen, sichert Susi seinen Verbleib im Raum ab. Wie Hansi in einem unserer Gespräche feststellte, kommen „die [Securities] immer vorbei und schauen wegen den Masken, also das alle die aufhaben halt und wenn du eine hast, lassen sie dich in Ruhe“ (TB 26.07.2021). Ihre etwas forsche Aufforderung mag in diesem Fall mit dem realistischen Szenario, dass Hansi, wenn er seine Maske nicht korrekt trägt, des Raumes verwiesen werden könnte in Verbindung gebracht werden. Denn das Verweise durchaus keine Seltenheit sind, wird im abschließenden vierten Kapitel deutlich zu Tage treten. Susi sorgt sich hier also zum einen um Hansi und seine Position im Wartebereich und sorgt im selben Moment, zumindest potenziell, für seinen Verbleib, in dem sie ihn zurechtweist. Da die Securities bereits den gesamten Tag über verstärkt im Wartebereich präsent sind, regelmäßig Runden gehen und die Einhaltung der Maskenpflicht kontrollieren, erscheint mir die folgende Interpretation plausibel. Dieser Eindruck verstärkt sich auch dadurch, dass Hansi bereits am Vortag meines Besuchs von den Securities sanktioniert wurde, weil er seine Maske nicht korrekt getragen hat, worauf ich in *Kapitel vier* näher eingehen werde.

Susis Fokus auf Hansis Maske lässt sich hier ebenfalls als Strategie deuten, um als „normal“ und nicht abweichend oder Problem wahrgenommen zu werden. Wenn sowohl Susi als auch Hansi die Masken korrekt tragen, stechen sie beide, zumindest nicht auf den ersten Blick, aus der Masse der Nutzer:innen heraus und sind somit auch weniger sichtbar für institutionelle Akteur:innen, wie den Securities.

### **3.4. „Na da bist du ja“ – Gemeinschaft, Sozialität und Ambivalenz**

Ich komme am frühen Nachmittag in den Wartebereich, Susi und Hansi sitzen wie so oft in einer der Sitzreihen und lesen Zeitung. Ich lasse mich in ihrer Reihe nieder und sie nicken mir kurz zu, bevor sie sich wieder in ihre jeweiligen Zeitungen vertiefen. Nach etwa zwanzig Minuten erhebt sich Susi, übergibt ihre Zeitung an Hansi, nimmt ihren Rucksack und schultert ihn, bevor sie Hansi

eine kurze Verabschiedung zu murmelt und sich dann aus der Reihe manövriert und Richtung Rolltreppe verschwindet.

Hansi bleibt in seine Zeitung vertieft, bis Susi etwas später wieder aus dem Untergeschoss hinaufgefahren kommt. Sie geht zielstrebig auf den Platz neben Hansi zu, den sie vor nicht allzu langer Zeit verlassen hat. Hansi schaut das erste Mal, seit sie gegangen ist gänzlich von seiner Zeitung auf. „Na da bist ja“ sagt er zu ihr. Susi kramt in ihrem Rucksack und streckt Hansi etwas entgegen, dass wie eine Packung Taschentücher aussieht. Hansi nickt einmal und steckt die Packung in seine Westentasche. Beide versinken wieder in ihre Zeitungen. Nur manchmal dreht sich Susi kopfschüttelnd zu Hansi „schau da des an“, oder Hansi zu Susi „italiensicher Fluss mit fünf Buchstaben“.

Es ist besonders warm heute, also stehe auf, um mir bei einem der umliegenden Kioske ein Getränk zu kaufen. Einige Minuten später kehre ich mit meinem kalten Mineralwasser wieder zu meinem soeben verlassenen Sitzplatz zurück. Neben Susi und Hansi sitzt nun ein dritter Mann, den ich bisher noch nie gesehen habe. Die Stimmung wirkt locker und entspannt. Susi ist gerade dabei angeregt mit den beiden Männern zu sprechen, ihre Maske erschwert es dabei ihren Worten zu folgen, doch einige Gesprächsfetzen dringen zu mir hinüber. „... immer des gleiche, überall steht immer das Gleiche drin“ alle redens immer nur, sollens mal auch machen“. Ich kann nicht nachvollziehen auf wen oder was sich diese Aussage bezieht, aber sowohl Hansi als auch der unbekannte Mann lachen und nicken zustimmend. Auch wenn sie mir gegenüber über politische Themen nie ausführlich sprechen, erlebe ich hier deutlich, dass sie das politische System kritisch betrachten, sich über gesellschaftliche Entwicklungen informieren und austauschen. Inhaltliche Debatten sind ebenso Teil ihrer gemeinschaftlichen Praxis wie „gift giving“. Nach diesem Austausch widmen sie sich wieder ihren jeweiligen Zeitungen. Dieser Rhythmus der Interaktion wird für die nächste Stunde gleichbleiben. Zeitung lesen, das von einem kurzen, aber angeregten Gespräch unterbrochen, dann aber nach wenigen Minuten wieder vom Zeitunglesen abgelöst wird. In den Gesprächspausen legt Susi ihre Zeitung immer beiseite, ganz so als wolle sie sich davon keinesfalls ablenken lassen, ihre Aufmerksamkeit gänzlich auf die Gesprächspartner gerichtet. Nach einer weiteren Stunde steht Susi auf, schultert wie vorhin ihren Rucksack und sagt an die zwei Männer gerichtet „I kumm dann wieder und bring a paar gute Sachen für euch mit“. Danach dreht sie sich um und geht in dem für sie typischen, schnellen Gang Richtung Rolltreppe (TB 26.06.2021).

In dieser Situation spielen räumliche Aneignung, Gemeinschaft sowie Aspekte von Sorgebeziehungen eine zentrale Rolle. Gemeinschaft drückt sich in dieser Interaktion als unbeschwert und ungezwungen aus. Der Ausspruch „na da bist du ja“ von Hansi, als Susi den Wartebereich betritt zeigt, dass er ihr Eintreffen wohl schon länger erwartet hat und dieses Zusammentreffen Teil einer gemeinsamen Routine ist. Die drei wirken vertraut miteinander.

Die beschriebene Szene könnte genauso in einem Wohnzimmer oder einem anderen, intimeren Gemeinschaftsraum stattgefunden haben. Ich fühle mich seltsam stark an die vielen Stunden erinnert, die ich zu Beginn meines Studiums in den offenen und konsumfreien Räumen der Studierendenvertretungen der Universität verbracht habe. Ich wusste, dass ich dort Kommiliton:innen oder Freund:innen treffen werde, ohne es mir konkret mit ihnen auszumachen. Die Begrüßung „na da bist du ja“ von Hansi ist auch dort häufig gefallen. Die Grenzen zwischen öffentlich und privat verschwimmen hier, ohne dass vorbeieilende Passant:innen oder andere urbane Akteur:innen Notiz davon nehmen. Die individuelle Privatisierung der Nutzer:innen drängt sich in vielen Fällen, so wie hier, nicht auf, ist nicht auf den ersten Blick sichtbar, sondern drückt sich subtil in den sozialen Prozessen aus. Der Wartebereich als Teil der urbanen Öffentlichkeit tritt in den Hintergrund und seine Funktion als Susis und Hansis „Wohnzimmer“, „Tageszentrum“, „Diskussionsraum“ tritt ins Zentrum. Die Nutzer:innen navigieren nicht nur unterschiedliche räumliche Ebenen, die sie zu individuellen räumlichen Erfahrungen verblenden, sondern auch die Sphären von öffentlich und privat. Beide Aspekte stellen sich hier als fluide und durchlässig dar, geformt durch Prozesse der Raumnutzung sowie soziale Interaktionen.

Der Umstand, dass alle drei ihre eigenen Zeitungen haben, in die sie sich immer wieder vertiefen, tut dem Wunsch nach Austausch und Gemeinschaft keinen Abbruch.

Ich erinnere hier an Alis Beschreibung „ich kann allein sein, aber muss es nicht“ und „hier ist immer was los“ aus *Kapitel zwei* (TB 25.05.2021). Obwohl die Anwesenden oft mit individuellen Tätigkeiten beschäftigt sind, entsteht durch gelegentliche Gespräche in einer ungezwungenen Atmosphäre eine eigene Form der Gemeinschaft, die in ihrer Struktur über das reine Leisten von Gesellschaft hinausgeht, aber auch nicht immer sorgend oder sozial absichernd sein muss. Die einzelnen Akteur:innen, ihre Positionen, Bedürfnisse und ihre räumliche Praxis, ergeben eine eigene Form der Infrastruktur. Diese alltäglichen Szenen sind in ihrer Summe bedeutsam für das Fortbestehen der Gemeinschaft (Latham/Layton 2019; Simone 2021: 1343). Auch die gruppenübergreifenden sozialen Beziehungen, die über einzelne Gespräche oder Tätigkeiten hinaus bestehen, tragen wesentlich zu den Interaktionsprozessen im Wartebereich bei und stärken die informelle Vernetzung, die für das Fortbestehen einer breiteren Gemeinschaft von Bedeutung ist.

Es ist ein beschaulicher Nachmittag im Juli. Die Luft ist warm und stickig, wie immer bei sommerlichen Temperaturen. Mittlerweile habe ich mich gut auf diese Gegebenheiten eingestellt und weiß mit ihnen umzugehen. Ich trage ein trägerloses T-Shirt und eine kurze Hose, in meiner

Tasche habe ich eine große Flasche Wasser, aus der ich gerade einen Schluck genommen habe. Zu meiner linken sitzt Hansi, der gerade seinen Blick über den Wartebereich schweifen lässt. „Ich komm gerne her“ sagt er dabei halblaut, ich bin mir nicht mal sicher, ob er sich bewusst ist, dass er gerade laut gesprochen hat. Ich drehe mich zu ihm und frage, wieso ihm das gerade jetzt einfällt. „Hier gibt’s einfach immer wen zum Reden“ ist seine Antwort. In diesem Moment dreht er sich abrupt um und winkt Kemal zu und deutet ihm zu uns rüberzukommen. „Mit dem muss man unbedingt reden, der weiß immer was zu erzählen“ sagt Hansi zu mir gewandt, seine Stimme ist fast aufgeregt. Als Kemal zu uns stößt, begrüßt er uns freundlich (TB 21.07.2021).

Interaktionen wie diese sind im Wartebereich keine Seltenheit. Viele Akteur:innen pflegen gruppenübergreifende Kontakte wie beispielsweise Kemal und Hansi. Gespräche und Austausch brechen die Monotonie der oft langen Tage im Wartebereich auf und schaffen Struktur sowie Momente der Nähe, ohne dass diese Interaktionen immer tiefgehend oder bedeutungsvoll sein müssen. Persönliche Interessen und Sympathien spielen dabei ebenso eine Rolle. Kemal betont beispielsweise, dass er, obwohl er sich für einen sehr kommunikativen Menschen hält, nicht immer gerne mit allen Nutzer:innen im Wartebereich spricht. „Man muss aufpassen mit wem und was man sagt, Religion oder Politik ist oft schlechte Idee“. Mit Hansi jedoch ergeht es ihm anders, mit ihm unterhält er sich immer gerne, denn der ist sehr intelligent und nett“ (TB 21.07.2021).

Es gibt Personen, mit denen man sich gerne unterhält und durch Gespräche Gemeinschaft erzeugt, ohne dass diese Beziehungen notwendigerweise in den Kontext von Sorge oder sozialer Sicherung eingebunden sind. Gruppenzugehörigkeiten spielen dabei eine wichtige Rolle. So erhält Kemal beispielsweise seine soziale Sicherung von der Männergruppe der letzten Reihe. Gemeinschaft hingegen kann im Wartebereich auch über diese Zugehörigkeiten hinaus entstehen. Sie zeigt sich in Gesprächen und Interaktionen, die unabhängig von engeren sozialen Netzwerken stattfinden und eine eigene Dynamik entwickeln. Debatten, Diskussionen und Austausch sind in diesem Zusammenhang für die Nutzer:innen ebenfalls ein wichtiger Faktor. Sie bringen eigene Normen und Wertvorstellungen in Interaktionen ein und sind Teil einer breiteren gesellschaftlichen Auseinandersetzung. Dass die Interaktionen spannend sind, ist für sie bedeutsam.

Gleichzeitig sind soziale Beziehungen und Interaktionen im Wartebereich nicht nur durch solche offenen und netzwerkübergreifenden Formen von Gemeinschaft geprägt, sondern ebenso von Ambivalenzen und Friktionen. Die Interaktionen zwischen Susi, Hansi und anderen

Akteur:innen verlaufen trotz enger sozialer Beziehungen nicht linear. Im Folgenden möchte ich auf die eingangs beschriebene Situation zurückkommen, die mehr Ambivalenzen in der Interaktion zwischen der Gruppe von Nutzer:innen rund um Susi und Hansi aufzeigt.

Ein Mann, der im Rollstuhl sitzt, bahnt sich zielstrebig einen Weg zur ersten Sitzreihe. Ich habe ihn schon zuvor mit Susi und Hansi zusammen gesehen. Er isst ein belegtes Brot, komplett unbeeindruckt von den angebrachten Schildern, die mit Piktogrammen auf das allgemeine Konsumverbot hinweisen. Er singt laut und unverständlich vor sich hin, während er immer wieder von seinem Brot abbeißt. Vor Susi, die seit einiger Zeit in der ersten Reihe sitzt und in ihre Zeitung vertieft ist, macht er halt. „Servas Susi“ ruft er ihr zu. Sie schaut unbeeindruckt von ihrer Zeitung auf und der Mann im Rollstuhl, den ich zu einem späteren Zeitpunkt als Peppi kennenlernen werde, bietet ihr etwas von seinem Brot an. Sie winkt nur ab, ihre Aufmerksamkeit wieder auf die vor ihr liegende Zeitung gerichtet. Peppis Stimmung scheint von Susis wenig euphorischer Reaktion nicht gedämpft zu sein. Er navigiert seinen Rollstuhl weiter zu den anderen Sitzenden und redet unverständlich auf sie ein. Eine Frau dreht sich entschieden weg und ein Mann schüttelt sichtlich unerfreut den Kopf, doch niemand beachtet ihn darüber hinaus besonders. Nur der letzte Mann in der Sitzreihe, dem Peppi ebenfalls sein Brot anbietet, beginnt ein kurzes Gespräch mit ihm.

Peppi ist oft singend oder Selbstgespräche führend unterwegs, wobei es meist schwierig zu verstehen ist, was Peppi in seiner rauen, lallenden Art von sich gibt.

Susi steht unvermittelt auf, packt ihre Zeitung in ihren zerschlissenen orangen Rucksack und setzt sich neben Hansi und beginnt ein Gespräch mit ihm. Als Susi sich neben ihn setzt, fragt er in seiner leicht nuschelnden Stimme „was hat denn der Peppi da scho wieder gsungen“, worauf sie keine Antwort weiß. „Was der Kerl wohl jetzt scho wieder vorhat“ fragen sie sich. „Hoffentlich kan Bledsinn“ sagt Susi nüchtern (TB 10.05.2021).

Ein Aspekt, der mir besonders in Erinnerung geblieben ist in dieser Situation, ist Peppis Versuch, sein Essen mit Bekannten wie Susi zu teilen. Denn insbesondere das Teilen von wichtigen Ressourcen ist eher in der privaten, familiären Sphäre verortet und selten auf diese Weise Teil eines solchen dynamischen Raumes. Insbesondere das Teilen von Essen wird in der anthropologischen Literatur als Herstellung von Verwandtschaft und Gemeinschaft betrachtet, wie Thelen (2014) darlegt (ebd.: 34). Betrachtet man also die soziale Beziehungsebene, die dieser Interaktion zu Grunde liegt, so lässt sich Peppis Praxis des Teilens als Form von Beziehungsherstellung, Solidarität, Sorge und Reziprozität fassen. Denn Peppi bietet sein Essen nicht willkürlich vermeintlich Fremden an, sondern Susi, mit der ich ihn in meiner ersten Woche im Feld schon des Öfteren gemeinsam erlebt habe. Interessant ist dabei insbesondere Susis

Reaktion. Denn in dieser Interaktion sticht ein Negativmoment deutlich hervor. Peppis Gabe und damit gleichzeitig auch die Kontakthanfrage wird hier von Susi verweigert. Dass Susi zuerst zögert und dann das Brot ablehnt, macht deutlich, dass Gemeinschaft auch im Wartebereich nicht frei von Friktion ist. Ich deute Susis Handeln hier jedoch nicht im Kontext der Auflösung einer „bedeutsamen Bindung“, sondern als Praxis der Abgrenzung (Thelen 2014). Bedenkt man hier ihr mehrfach gezeigtes Bedürfnis im Wartebereich nicht als sozial abweichend aufzufallen, scheint es auch plausibel, dass Peppis auffallende Art im Wartebereich (lautes Singen) einen Faktor in ihrem distanzierten Verhalten darstellt. Eine explizite Zurschaustellung eines Näheverhältnisses zu Peppi könnte Susis gelebte Rolle im Wartebereich eventuell gefährden. Hier zeigt sich also eine Ambivalenz zwischen den Dimensionen des „taking care of“ und „care receiving“ (Tronto 1993: 105ff.) Dies kann in einem fragilen sozialen Gefüge einen Balanceakt darstellen.

Trotz Susis vermeintlich ablehnenden Verhaltens, drückt sich in der beschriebenen Situation auch auf mehreren Ebenen ein soziales Näheverhältnis aus. Sobald Susi ihren Sitzplatz wechselt, um neben Hansi zu sein, entsteht ein vertrautes Gesprächssetting, in dem Peppi zum Thema wird, aber nicht direkt einbezogen ist. Die beiden scheinen abzuwägen, ob Peppi gerade ihre eigene Position im Wartebereich gefährden kann oder nicht („hoffentlich [macht er] kann Bledsinn“). Gleichzeitig lässt die Art und Weise, wie Susi und Hansi sich über Peppi unterhalten, sich fragen „was er jetzt schon wieder vorhat“, ihn fast liebevoll „der Kerl“ nennen, darauf schließen, dass Peppi sehr wohl Teil ihres Netzwerkes ist.

Insbesondere in prekären Netzwerken und Kontexten gesellschaftlicher Stigmatisierung lassen sich solche Interaktionen als gängige Muster fassen (Goffman 1967). Punktuelle Solidarität und Sorge steht neben sozialer Fragmentierung, Ausgrenzung und Skepsis. Sorgepraktiken und Misstrauen koexistieren in dieser Situation und verdeutlichen die Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten im Wartebereich.

Auch Aspekte des Ausschlusses deuten sich hier an. Denn Peppi wird in der beschriebenen Situation auch mehrfach ignoriert oder explizit abgewiesen (Frau dreht sich weg, Mann schüttelt den Kopf). Hier tritt eine Form von sozialer Exklusion hervor, die auch stark mit Aspekten wie Ordnung und Kontrolle in Verbindung steht. Dies soll im nächsten Abschnitt näher behandelt werden

Folgt man Susi, Hansi und Peppi durch den Wartebereich, so eröffnen sich Sphären tiefer sozialer Verbindungen, die weit über informelle Bekanntschaften hinausgehen und selten im allgemeinen Diskurs in dynamischen, formal öffentlichen Räumen verortet werden.

Daraus folgt, dass das Handeln dieser Nutzer:innen, beispielhaft exploriert anhand der Geschichten von Susi und Hansi, über lose Bekanntschaften des Zeitvertreibs hinausgehen und sich stattdessen oftmals im Kontext von Sorge und sozialer Sicherung verorten lassen. Sie leisten sich nicht nur Gesellschaft, wie dies beispielsweise bei Hansi und Kemal der Fall ist, wo der Aspekt des Zeitvertreibs stärker hervorgehoben wird, sondern sie kümmern sich auch umeinander. Sorge zeigt sich dabei in kleinen Gesten oder Praktiken, die im größeren sozialen Gefüge eine weitreichendere Bedeutung erhalten und als „open-ended process“ kontinuierlich fortgeführt werden (Thelen 2015: 509).

Sorgebeziehungen und Sicherheitsaspekte im Wartebereich sind komplex und gehen über die interpersonalen Netzwerke der Nutzer:innen hinaus. Auch institutionelle Akteur:innen interagieren mit den Nutzer:innen nicht nur im Rahmen von Sorge, sondern ebenso unter Aspekten von Ordnung und Kontrolle. Der Wartebereich ist trotz seiner sozialen Fluidität und räumlichen Mehrdimensionalität stark von Ordnungs- und Sicherheitspolitiken durchzogen. Er folgt einer geplanten und intendierten Funktion, die, um mit Marc Augé (1994) zu sprechen, einer Gebrauchsanweisung entspricht und alle Nutzer:innen sowie räumlichen Ebenen miteinschließt. Die zentrale Rolle dieser Hausordnung für die Gestaltung des Raumes und der darin stattfindenden Interaktionen wird auch im Gespräch mit dem Bahnstationsmanager deutlich: „Wir versuchen sehr viel in unserer Hausordnung schon festzuhalten, weil dann immer kommt, wo steht das und das und hin und her sagt man. Da steht das dann“ (I, 01.02.2023).

Im Folgenden werde ich mich eben diesem Spannungsfeld zwischen niederschwelliger Zugänglichkeit, sozialem Gefüge sowie Handlungen im Kontext von sozialer Sicherung und Sorge auf der einen Seite und sozialer Kontrolle sowie Ordnungs- und Sicherheitspraktiken auf der anderen Seite widmen.

## 4. Die Nacht

### 4.1. Von Sorge zu Ordnung und wieder zurück? – der Wartebereich als Spannungsfeld

**Die Nacht** – das ist die Zeit, in der der Wartebereich in einen anderen Modus wechselt. Das Treiben wirkt langsamer, fast gedämpft. Zugleich treten Mechanismen in den Vordergrund, die ansonsten im Verborgenen wirksam sind. Nacht ist hier, wie schon der Morgen, Mittag und Nachmittag, nicht ausschließlich im Sinne des Tagesrhythmus zu verstehen. Sie steht hier symbolisch für das Unsichtbare, für jene Akteur:innen und Praktiken, die selten im Fokus der Aufmerksamkeit stehen. Das Wechselspiel zwischen der räumlichen Praxis der Nutzer:innen und dem kontrollierenden Eingreifen der institutionellen Akteur:innen soll hier skizziert werden.

Zwischen Sorge und Kontrolle entfaltet sich ein Spannungsfeld: Hilfsangebote mischen sich mit Regelverweisen, Nähe mit Distanz, Fürsorge mit Ausschluss. Die Hausordnung hängt unscheinbar an der Wand, Piktogramme zieren den Sitzbereich, niemand scheint Notiz davon zu nehmen. Erst durch die Umsetzung dieser räumlichen „Gebrauchsanweisung“ wird ihre allumfassende Bedeutung sichtbar. Die Nacht legt hier frei, was tagsüber im Hintergrund verschwindet: die feinen Aushandlungen zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem, zwischen Handlungen im Kontext von Sorge und Kontrolle. Ich habe das vorherige Kapitel mit einer Erzählung von Peppi geschlossen und werde dieses abschließende Kapitel wieder mit Peppi beginnen. Die folgende Situation hat sich nur wenige Stunden nach der Interaktion zwischen Susi und Peppi ereignet.

Peppi rollt langsam in den Wartebereich. Diesmal ist er barfuß, die Schultern sind in eine quadratische Decke gehüllt. Seinen Rollstuhl treibt er mit einem Fuß voran. Ich habe ihn an diesem Tag bereits vor einigen Stunden im Wartebereich angetroffen, als er singend auf Susi zugesteuert ist, um mit ihr sein Brot zu teilen. Es ist mittlerweile früher Abend und Peppi singt nicht wie zuvor auf seinem Weg durch die Bahnhofshalle, sondern durchquert diese ruhig. Bei genauerem Hinsehen entdecke ich, dass er sich während seiner Suche nach einem passenden Sitzplatz am Rande des Sitzbereichs, eine Zigarette angezündet hat. Und das, obwohl dies in der Bahnhofshalle des Westbahnhofs streng verboten ist, wie Piktogramme und Ausdrücke der Hausordnung präsent darstellen. Als er sich für einen Sitz entschieden hat, direkt in der Reihe vor mir, hievt er sich routiniert von seinem Rollstuhl auf einen der Sitzplätze und lehnt sich mit seiner Zigarette im Mund zurück. Niemand scheint ihn zu beachten. Es dauert jedoch nicht lange, da stehen zwei Männer in blau-oranger Uniform vor ihm – die Sicherheitsbediensteten der ÖBB – und die Stimmung im Raum

verschiebt sich. Innerhalb der nächsten Minuten wird der Wartebereich zum Schauplatz von Sorgepraktiken und Ordnungsmaßnahmen, die mich zutiefst überrascht haben. Ich erwartete einen harschen Umgang mit Peppi und erlebte Sorge, wie ich sie bis dahin nur zwischen Nutzer:innen des Wartebereichs gesehen habe. (10.05.2021).

Was mich an jener Situation zwischen Peppi und den institutionellen Akteuren überrascht hat, war diese unerwartete Mischung aus Kontrolle, Ordnung und Fürsorge, die sich im Laufe meiner Forschung nicht als Einzelfall entpuppt hat. Auch wenn die Interaktion zwischen Peppi und den Sicherheitsbeamten eine besondere ist, wie ich im Folgenden näher darstellen werde, so erlebe ich im Zuge meiner Forschungsaufenthalte immer wieder, wie das Sicherheitspersonal nicht nur Grenzen setzt, sondern sie situativ aushandelt, manchmal sorgend operiert, manchmal kontrollierend eingreift. Zwischen Durchsetzen und Dulden, zwischen Hausordnung und gelebtem Alltag liegt ein breiter Handlungsspielraum, der von der Mehrdimensionalität des Raumes ausgeht. Ein anderes Mal, an einem kalten Frühlingsabend fast ein Jahr später, wiederholt sich dieses Spiel in anderer Form.

Der Wartebereich fühlt sich mittlerweile wie eine Mischung aus erweitertem Arbeitsraum und Wohnzimmer für mich an. Die Prozesse und Abläufe sind mir vertraut, egal zu welcher Tageszeit, der Rhythmus des Wartebereichs ist unbewusst und schleichend auch zu meinem Rhythmus geworden. Und doch trotz vielfältiger Erfahrungen und Beobachtungen über die letzten Monate, gibt es bei jedem meiner Besuche noch Situationen, die mich überraschen, meine Neugierde aufs Neue wecken oder Irritation in mir hervorrufen.

In der vorletzten Sitzreihe hat sich ein Mann auf mehrere der Sitze gelegt und scheint zu schlafen. Etwas, das laut Hausregeln nicht gestattet ist. Für die ersten zwanzig Minuten wird er trotz mehrerer Kontrollgänge von dem ÖBB-Sicherheitspersonal nicht beachtet. Beim dritten Kontrollgang bleiben die zwei Securities vor dem Schlafenden stehen und räuspern sich geräuschvoll.

Diese Praxis ist mir im Laufe meiner teilnehmenden Beobachtungen vertraut geworden. Die Sicherheitsbeamten lassen leichte Verstöße gegen die Hausordnung, die keine selbst- oder fremdgefährdenden Aspekte aufweisen, oftmals zuerst durchgehen, bevor sie weitere Maßnahmen setzen. Eine Kontrollrunde scheint sie immer mindestens zweimal durch den Wartebereich zu führen, sodass sie den Nutzer:innen die Chance geben, ihr Verhalten an die Regelungen der Institution, deren Inhalt allen Nutzer:innen als bekannt vorausgesetzt wird, anzupassen.

Jetzt treten sie noch einen Schritt näher an den Mann, namens Rudi, heran, der sich immer noch über drei Sitze erstreckt. Die beiden Securities sprechen ihn laut und bestimmt, jedoch nicht unhöflich, an. Aus meiner Perspektive kann ich die Reaktion des Mannes, nicht sehen, er scheint

jedoch keine verbale Reaktion zu geben. Ich drehe mich in meinem Sitz etwas, sodass ich die Szene besser beobachten kann. Einer der Securities tritt nun noch einen weiteren Schritt näher an den Mann heran, um den Schlafenden an der Schulter zu berühren. „Entschuldigen sie der Herr, aufwachen bitte“. Der Mann hebt seinen Kopf und beginnt langsam seinen Oberkörper aufzurichten. „Mhhhhh“ gibt er unverständlich von sich. Er scheint leicht verwirrt zu sein. „Guten Abend, schlafen is leider nicht erlaubt hier, das wissens eh. Vor allem ned wenn so viel Leut da san. Gehens a Runde um den Block damits aufwachen und dann könnens wieder herkommen und sich hinsetzen, wie alle anderen da auch. Wir wollen Sie ned ausse haun, aber Sie müssen sich an die Regeln halten“. (TB 04.04.2022).

Diese Veränderungen der Abläufe im Wartebereich stellen sich meist erst etwas später im Tagesrhythmus, gegen frühen Abend ein. Das Sicherheitsaufgebot wirkt zu dieser Tageszeit präsenter. Die Frequenz der Kontrollgänge des ÖBB-Sicherheitspersonals scheint sich zu verkürzen und was einige Stunden zuvor keine Rolle gespielt hat, wird zu Zeiten erhöhter Betriebsamkeit zum Problem. Hier wirkt insbesondere die planerisch-institutionelle Dimension als präsent. Das Rauchverbot, die Hausordnung, die Uniformierung der Sicherheitskräfte, die impliziten Einsatzprotokolle. All das ist Ausdruck eines offiziellen Verständnisses des Wartebereichs als „geregeltem Transitort“. Zumindest scheint es so, bis diese vermeintlich festgeschriebene Ordnung nicht starr umgesetzt wird, und an ihrer Stelle situatives Handeln in den Vordergrund tritt. In den illustrierten Situationen überlagern sich diese formellen Ordnungsvorstellungen mit sozial gelebten Sorgepraktiken, die ich sonst nur zwischen Nutzer:innen wahrgenommen habe. Die Fluidität der räumlichen Ebenen ermöglicht in diesem Sinne auch flexibles, situatives Handeln institutioneller Akteur:innen.

Im folgenden Kapitel werde ich den Aspekt von Ordnung und Kontrolle sowie Sorge im Wartebereich untersuchen. Dabei gehe ich mehrheitlich auf soziale Interaktionen zwischen Nutezr:innen und institutionellen Akteur:innen, wie dem Sicherheitspersonal der ÖBB ein. Soziale Sicherung scheint ebenso eine Rolle zu spielen, da diese laut Franz und Keebet von Benda-Beckmann (2007) auch über institutionelle Grenzen hinweg wirksam ist. Dass sorgeausübende Kräfte in diesem Setting weder dafür bezahlt werden noch qua ihrer Berufsbeschreibung eine tatsächlich soziale oder fürsorgende Funktion im Kontext des Wartebereichs übernehmen sollen, macht das Handeln der Sicherheitskräfte interessant. Hier drängen sich Fragen nach dem Spannungsfeld Sicherheit-Kontrolle-Sorge und der Gestaltung von sozialen Handlungsspielräumen auf, die ich im Zuge des folgenden Kapitels genauer untersuchen werde.

Neben zentralen Nutzer:innen des Wartebereichs wie Peppi, Rudi und Elisabeth, die in diesem Kapitel vordergründig zu Wort kommen, spielen hier auch institutionelle Akteure wie die Sicherheitsbeamten der ÖBB oder der Bahnstationsmanager eine präzise Rolle. Obwohl einige Mitarbeiter<sup>17</sup> des Sicherheitspersonals der ÖBB elementar für die diskutierten Interaktionen und sozialen Prozesse in diesem Kapitel sind, so ist ihre individuelle Perspektive nicht in meine Auseinandersetzung integriert. Dies liegt hauptsächlich daran, dass es mir, wie in *Kapitel eins* erwähnt, von Seiten der ÖBB nicht gestattet war mit diesen Personen näher in Kontakt zu treten. Daher beschränken sich meine Daten im Zusammenhang mit den Securities ausschließlich auf teilnehmende Beobachtungen und Gespräche mit dritten, nicht institutionellen Akteur:innen des Wartebereichs.

#### **4.1. „Magst, dass ma da die Rettung rufen Peppi oder wie schauts aus?“ – Praktiken zwischen Sorge und Kontrolle**

Soziale Beziehungen und Handlungen im Kontext von Sorge und sozialer Sicherung zeigen sich im Wartebereich nicht nur zwischen den Nutzer:innen selbst, sondern auch in den Interaktionen zwischen Nutzer:innen und institutionellen Akteuren. Diese Dynamiken werde ich im folgenden Abschnitt näher beleuchten, da die Sicherheitskräfte der ÖBB eine dominante Rolle im Wartebereich einnehmen. Die Interaktionen der Sicherheitsmitarbeiter mit den Nutzer:innen des Wartebereichs sind vielfältig und bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen Kontrolle, Sicherheit, Fürsorge und sozialer Sicherung. Während neoliberale Sicherheitsdiskurse häufig mit Verdrängung und Reglementierung assoziiert werden, zeigt sich in der Praxis auch eine Bandbreite informeller Lösungen und situativer Aushandlungsprozesse, die einen individuellen Handlungsspielraum der Sicherheitskräfte nahelegen.

Nicht alle Begegnungen verlaufen nach einem standardisierten Muster, was offenbart, dass sich das Handeln der Sicherheitskräfte nicht nur auf Kontrolle beschränkt. So lassen sich beispielsweise Formen der Solidarität und Fürsorge beobachten, die üblicherweise in familiären oder privaten Kontexten verortet werden und nicht im öffentlichen Raum.

Im Folgenden werde ich diese Aspekte anhand der anfangs skizzierten Situation weiter ausführen und die Bandbreite an Interaktionen zwischen Securities und Nutzer:innen sowie die Bedeutung von Sicherheit und Kontrolle im Wartebereich kritisch reflektieren. Dafür

---

<sup>17</sup> Bei meinen Forschungsaufenthalten sind mir keine Frauen im ÖBB-eigenen Sicherheitsdienst begegnet, weswegen ich mich hier auf die rein männliche Form beschränke.

beschreibe ich Peppis Geschichte erneut und tiefgehender, sodass die hier relevanten Nuancen besser sichtbar werden.

Peppi ist also mit seiner Zigarette, die inzwischen ausgegangen ist, tief in seinem Sessel herabgesunken. Zwei Securities kommen auf Peppi zu. Sie bleiben breitbeinig vor ihm stehen und einer der beiden Männer, ich schätze ihn auf Ende 20, während ich den anderen als Mitte 50 einordne, beginnt zu sprechen. „Guten Tag“ sagt er laut und forsch an Peppi gewandt. Sie tragen beide blau-orange Funktionswesten und einen Gürtel an dem Pfefferspray und ein Walkie-Talkie befestigt sind.

Peppi ist in seinem Sitz etwas zusammengesackt und sieht leicht weggetreten aus. Der jüngere Security dreht sich nun zu Peppi und sagt in lauter, klarer Stimme „Peppi, alles in Ordnung bei dir? Du schaust ned so guat aus, wenn i des sagen derf und deine Hosen is ja fast ganz unten, ziaig da de mal aufi bitte, da sind ja noch andere Leit“. Peppi bewegt nur leicht den Kopf, antwortet aber nicht und macht auch sonst keine Anstalten den Aufforderungen nachzukommen. „Magst, dass ma da die Rettung rufen Peppi oder wie schauts aus?“ fragt der ältere und Peppi nickt leicht.

Der Ältere drückt etwas auf seinem Walkie-Talkie, dreht sich um und spricht leise hinein. Der Jüngere versucht in der Zwischenzeit weiter mit Peppi ein Gespräch aufrecht zu erhalten. „Schau Peppi, die Rettung kummt gleich, dann geht’s da besser und weilst so arm bist grad, werd ich dich nicht schimpfen weilst scho wieder keine Masken aufhast und weilst scho wieder herinnen geraucht hast“. Peppi zeigt wieder nur wenig Reaktion und murmelt nur etwas. Der jüngere Security bleibt bei Peppi, bis die Rettung wenige Minuten später eintrifft, während sich der Ältere etwas entfernt hat und seine Runde im Wartebereich fortgesetzt zu haben scheint. Als die Rettungssanitäter eintreffen, kommt auch der ältere Sicherheitsbeamte wieder zu Peppi und seinem Kollegen zurück, spricht kurz mit ihm und entfernt sich sobald die Rettungssanitäter mit Peppi in Kontakt treten. Ich schaue ihm nach und sehe, wie er zu einem anderen Kollegen in der Nähe geht und sichtlich über die Situation spricht. Ich verstehe nicht alles, aber höre wie der ältere sagt „Peppi mal wieder Drama Queen wie immer“ und beide lachen. In der Zwischenzeit haben die Rettungssanitäter begonnen Peppi oberflächlich zu untersuchen, scheinen dabei aber sichtlich entspannt. Einer der Männer, dem Peppi vor Stunden Essen angeboten hat, nähert sich plötzlich der Situation und möchte zu Peppi und den Rettungssanitätern. Der Security versperrt ihm den Weg. „Michi des geht jetzt ned, siagst ja das da Peppi beschäftigt is oder“. Der Mann, Michi, bleibt beharrlich und erwidert „I will erm ja nur schnell a essen bringen, brauchst ned so streng sein“. Der Sicherheitsbeamte bleibt standhaft „des Essen kannst erm gleich geben, jetzt wartest mal da mit mir“. Die Rettungssanitäter haben Peppi in der Zwischenzeit gemeinsam aufgerichtet, ihm die Hose wieder angezogen und sind dabei, ihn wieder in seinen Rollstuhl zu setzen. Einer der Sanitäter putzt die Sitzfläche des Rollstuhls ab, wirft Dreck und einen Umschlag auf den Boden, um Peppi hineinsetzen zu können. An den

Sicherheitsbeamten gewandt sagen die Rettungssanitäter „so, wir san da fertig, brauchen erm ned mitnehmen, aber ruf halt wieder an falls noch was is“. Damit verabschieden sie sich und gehen Richtung Bahnsteige. Der Security gibt Michi das Okay zu Peppi zu gehen und meint „so jetzt schiebst erm mal ausse an die frische Luft und dort tuts mal was essen“.

Michi beginnt zu diskutieren, weil „da herinnen is es jo viel gemütlicher als do draußen heast“. Aber der Security bleibt hart und nach einer Minute ergreift Michi den Rollstuhl mit Peppi und schiebt ihn langsam Richtung Ausgang.

In diesem Moment fällt mir der Umschlag aus Peppis Rollstuhl auf, den der Rettungssanitäter auf den Boden geworfen hat. Schnell stehe ich auf und gehe zu Michi und Peppi und gebe ihnen den Umschlag. Sie nicken nur wortlos und lassen sich nicht von ihrem Weg nach draußen abbringen (TB 10.05.2021).

Die Situation um Peppi verdeutlicht ein komplexes Geflecht von Sorgebeziehungen sowie kontrollierenden Handlungen, die institutionelle und soziale Grenzen überschreiten. Deutlich wird einerseits, dass Formen des Kümmerns zwischen den Nutzer:innen selbst bestehen. Michis sofortiges Handeln, indem er an Peppis Seite eilt, um ihn nicht allein zu lassen, zeigt hier nochmal die Dynamiken einer informellen sozialen Sicherung zwischen den Nutzer:innen. Hier lässt sich erkennen was Franz und Keebet von Benda-Beckmann (2007) als Kern sozialer Sicherung im weitesten Sinne meinen: social security ... refers to the efforts of individuals, groups of individuals or organisations to overcome these insecurities (ebd.: 6). Michi bemüht sich hier Peppi Sicherheit zu vermitteln in einer Situation potenzieller Unsicherheit.

Erinnern wir uns an die Situation ein paar Stunden früher, als Peppi mit Michi, genauso wie mit Susi, sein Brot teilen wollte. Schon dort ließ sich ein soziales Näheverhältnis im Kontext sozialer Sicherung, Solidarität, Sorge und Reziprozität vermuten (Benda-Beckmann 2007; Thelen 2014; Stavrides 2016). Michis Beharrlichkeit in der hier diskutierten Situation unterstreicht diese Vermutung erneut. Die soziale Beziehung zwischen Peppi und Michi stellt hier eine wichtige Ressource sozialer Sicherung für Peppi dar. Durch Michi ist er in diesem dynamischen Raum, der vermeintlich mit Anonymität verknüpft ist, nicht auf sich allein gestellt. Reziprozität und Gaben, wie ich sie bereits besprochen habe, sind hier ebenfalls elementar. Es ist auffallend, dass Michi den Securities erklärt, er wolle Peppi nur etwas zu essen bringen, wo doch wenige Stunden zuvor Peppi Essen mit Michi teilen wollte. Die Gabe sichert hier die soziale Beziehung ab, sodass diese dann in einem Härtefall, wie er sich für Peppi hier präsentiert, in Anspruch genommen werden kann (Bourdieu 1990). Die soziale Sicherung entsteht hier also nicht aus dem Nichts, sondern durch bestimmte und kontinuierliche Interaktionen. Anhand dieser Situation zeigt sich, wie weit Praktiken von Gemeinschaft und

sozialer Sicherung im Kontext des Wartebereichs zu gehen scheinen: nämlich so weit, dass sich Michi bewusst in die Wahrnehmung der Kontrollorgane begibt, die auch ihn möglicherweise sanktionieren könnten. Hier bleibt anzumerken, dass die Mitarbeiter des Sicherheitsteams die dargestellte soziale Beziehung zwischen Peppi und Michi ohne sichtbare Irritation anerkennen. Die offensichtliche Bekanntschaft zwischen Peppi und den Securities dürfte dabei ebenfalls eine zentrale Rolle spielen, denn Sorge stellt insbesondere eine Bindung her, „wenn sie über einen längeren Zeitraum besteht“ (Thelen 2014: 34). Hier zeigt sich eine weitere relevante Dimension von Temporalität im Wartebereich, die ihn und darin stattfindende soziale Prozesse ebenfalls strukturiert.

Gleichzeitig offenbart sich, dass auch Sicherheitsmitarbeiter, die hier „soziale Autorität“ verkörpern, in bestimmten Momenten individuelle Lösungen finden, um Nutzer:innen den Verbleib im Wartebereich zu ermöglichen, selbst wenn deren Verhalten formal gegen die Hausordnung verstößt (rauchen im Innenraum, nicht korrekt bekleidet, keine Maske) (Miller/Rose 2008). Die Hausordnung stellt hier die Gebrauchsanweisung bzw. den Verhaltenskodex des Raumes dar, der man bei Benutzung des Westbahnhofs zustimmt (Augé 1994). Diese beinhaltet auch Einschränkungen, die das Handeln der Nutzer:innen lenken und von den Securities bei Regelverstößen durchgeführt werden (I, 01.02.2023).

In dieser Rolle als „Agenten der Hausordnung“ agieren sie nicht ausschließlich regelerorientiert, sondern lassen Handlungsspielräume zu, in denen Sorge zum Ausdruck kommen kann. Im Sinne von Thelen (2014) sind diese Handlungen als Teil von Sorge in der öffentlichen Sphäre zu verstehen. Die Handlungen der Securities enthalten durchaus Elemente von Wohlwollen und einem gewissen Naheverhältnis, doch die hierarchischen Rahmenbedingungen, in denen die Securities handeln, bleiben bestehen. In der beschriebenen Situation zeigt sich anhand ihrer Interaktion mit Peppi, dass sie ihre Verantwortung für Peppis Situation anerkennen, im Sinne eines „Taking care of“, das Tatjana Thelen (2014) angelehnt an Tronto (1993) ausführt. Die Securities evaluieren zuerst die Situation und versuchen durch Praktiken des In-Beziehung-Tretens Peppis Bedürfnis zu erkennen, um im nächsten Schritt zu entscheiden was zu tun ist (ebd.: 38). Dies wird insbesondere deutlich, als der jüngere Security Peppi fragt, ob alles in Ordnung ist und gleichzeitig schon feststellt, dass Peppi „ned so guat“ aussieht, also einen Handlungsbedarf feststellt. Daran geknüpft ist dann auch sein weiteres Vorgehen, nämlich die Rettung zu rufen. Dies tut er jedoch nicht ohne Peppi zu fragen, ob er das möchte. Hier durchläuft die Interaktion unterschiedliche Schichten von Sorge, denn als Peppi das Angebot annimmt, nimmt er auch die Sorge, die ihm angeboten wird an (Thelen 2014: 38-40).

Das Angebot der Rettung und nach dem Rechten zu sehen entspricht so weit der Berufsbeschreibung des Sicherheitspersonals am Westbahnhof. Darüber hinaus geht es erst, als der jüngere Mitarbeiter des Security-Teams Peppi nach dem ersten Abklären der Situation weiterhin physischen und moralischen Beistand leistet, indem er ihm gut zuredet und ihn dabei immer mit seinem Vornamen anspricht. Der Umstand, dass die sorgeausübenden Kräfte in diesem speziellen Setting weder dafür bezahlt werden noch qua ihrer Berufsbeschreibung eine sorgende Funktion, die über das „Nach-dem-rechten-schauen“ hinausgeht übernehmen sollen, macht ihre Handlungen besonders. Hier drängt sich auch die Frage auf, inwieweit Sicherheit in öffentlichen Räumen immer auch Elemente der Sorge in sich tragen.

Dieses Spannungsfeld zeigt sich unter anderem darin, dass die Securities in der beschriebenen Interaktion Peppi einerseits als „problematisiertes Subjekt“ das gesteuert werden muss behandeln, aber gleichzeitig auch im Kontext von Sorge handeln (Miller/Rose 2008: 14). Ich gehe hier zunächst auf die sorgenden Aspekte ein.

Dass die Securities Peppi mit Vornamen ansprechen oder versuchen ihn in einer unsicheren Situation zu beruhigen, sind kümmernde und fürsorgliche Gesten, die nicht zuletzt mit langanhaltenden Bekanntschaften zwischen den Securities und den sogenannten „Stammgästen“ bestehen (I, 01.02.2023). Auch die Aussage, Peppi benehme sich „mal wieder“ wie eine Drama Queen legt eine anhaltende Bekanntschaft nahe, die gewisse Erfahrungswerte beinhaltet. Dies bestätigt der Bahnstationsmanager im strukturierten Interview auf meine Frage, ob es üblich sei, dass Mitarbeiter des Security-Teams die Namen der Nutzer:innen kennen: „Wie gesagt nach einiger Zeit. Ja, hat man einfach von vielen die Namen parat. Da kennt man sich“ (I, 01.02.2023).

Hier zeigt sich, dass Handlungen im Kontext von Sorge und Sorgepraktiken eben „nicht so sehr Konsequenz einer Beziehung“ sind, sondern dass diese Bindungen durch langjährige und alltägliche Sorgepraktiken hergestellt werden (Thelen 2014: 34). Dass sich die Securities am Westbahnhof in ihrem Arbeitsalltag um die sogenannten Stammgäste kümmern, wie der Bahnstationsmanager die häufigen Nutzer:innen nennt, erschafft eine soziale Beziehung, die dann wiederum weitere Elemente von Sorge bedingen kann. Dies wird im Wartebereich auch von seiner räumlichen Beschaffenheit begünstigt, denn der Raum wird hier immer wieder aufs Neue ausgehandelt. Die räumliche Praxis des Wartebereichs umfasst die konkreten Interaktionen, in denen sowohl Sorge als auch Kontrolle wirksam werden und überlagert sich dabei so wie in Peppis Situation mit der Ebene der Repräsentation, die durch die Hausordnung und

institutionelle Vorgaben bestimmt ist und den Wartebereich dadurch als regulierten Ort hervorbringt. Durch ihr Zusammenspiel entsteht dann der gelebte Raum in eben solchen Momenten wie sie zwischen Peppi und dem jungen Security, in denen (räumliche) Ordnung, Vorgaben und Beziehungen flexibel interpretiert werden. Auch wenn sich die beschriebenen Handlungen im Kontext von Sorge verorten lassen, so verschwindet jedoch das Spannungsfeld zur Kontrolle trotz allem nie zur Gänze.

Gleichzeitig bedeutet Interaktion im Kontext von Sorge nicht, dass Regelverstöße dauerhaft geduldet würden. Vielmehr zeigt sich darin eine situative Aushandlung zwischen Sorge, Ordnung und Kontrolle – beispielsweise dann, wenn Peppi trotz seines offensichtlich weggetretenen Zustands darauf hingewiesen wird, seine Hose hinaufzuziehen, da das andere Nutzer:innen des Wartebereichs stören könnte.

Angelehnt an Foucaults Überlegungen zu Disziplinarmacht und Gouvernamentalität<sup>18</sup> lässt sich erkennen, dass Fürsorge und Kontrolle nicht klar voneinander zu trennen sind, sondern sich situativ verschränken. Die Art und Weise wie der jüngere Security Peppi anspricht („weil du so arm bist, schimpf ich dich nicht“) verbindet einen fürsorglich-moralisierenden Ton mit disziplinierenden Elementen (Aufforderung zum Rausgehen, sich „normal“ zu verhalten). In der Logik von Rose und Miller (2008) wird hier „problematisiertes“ Verhalten adressiert und gelenkt. Die Sicherheitskräfte sind zwar nicht durchgehend autoritär im Raum präsent, nehmen jedoch trotzdem eine wirksame Rolle ein. Es ist diese Mischung aus punktueller Intervention, der Herstellung einer speziellen Ordnung und Handlungen im Kontext von Sorge, die auch ohne ständige Präsenz von Kontrollorganen weiterwirken (Rose/Miller 1990: 173).

Gerade diese Mischung aus punktueller Intervention, normativer Rahmung und relationalen Handlungen im Kontext von Sorge eröffnet die Möglichkeit, gängige Annahmen zu hinterfragen und die Ambivalenzen, Prozessualität und situative Aushandlung zwischen Sorge und Kontrolle sichtbar zu machen. Denn in der räumlichen und sozialen Fluidität des Wartebereichs treten Kontrolle und Sorge nicht als Gegensätze, sondern als situativ

---

<sup>18</sup> Foucault (2021 [1975]; 2009) unterscheidet zwischen Disziplinarmacht, die auf die Regulierung individueller Körper, Verhalten und Fähigkeiten in Institutionen abzielt, und Gouvernamentalität, die auf die Steuerung ganzer Bevölkerungen, ihrer Ressourcen und Lebensweisen gerichtet ist. Während Disziplinarmacht sich durch Überwachung, Normierung und kontinuierliche Kontrolle in alltäglichen Praktiken manifestiert, bezieht sich Gouvernamentalität auf breitere, strategische Formen der Macht, die Wohlstand, Sicherheit und Ordnung in einem Gebiet organisieren. Beide Konzepte verdeutlichen, dass Macht nicht nur repressiv, sondern produktiv wirkt und in sozialen Interaktionen situativ wirksam wird. Für die vorliegende Arbeit verzichte ich auf eine nähere Auseinandersetzung mit Foucaults Ansatz, da seine Konzepte von Disziplinarmacht und Gouvernamentalität nicht ausreichen um die situativen, flexiblen sowie relationalen Praktiken von Sorge und Kontrolle im Wartebereich nicht in ihrer alltäglichen Dynamik zu begreifen.

verschränkte Dimensionen auf. Im folgenden Unterkapitel werde ich nun weiter auf das Ausüben von Kontrolle eingehen und auch hier wieder Ambivalenzen im Handeln sichtbar machen, die die räumliche Relationalität unterstreicht.

## **4.2. „Des geht da wirklich ned“ – Die Hausordnung als Spannungsfeld zwischen Sicherheit und situativer Verhandlung**

Kommen wir nun zurück auf die zweite eingangs geschilderte Situation mit Rudi im Zentrum. Anknüpfend an Peppis Geschichte und die darin erkennbaren Sorgepraktiken, die sich sowohl im Kontext der Sorge als auch von Kontrolle verorten lassen, möchte ich nun den Fokus etwas verschieben. Im Zentrum stehen nun Handlungen im Kontext von Sicherheit und Kontrolle, in denen sorgendes Verhalten wie bei Peppi fast zur Gänze ausbleibt, obwohl auch hier teilweise Naheverhältnisse zwischen den Involvierten zu bestehen scheinen. Aspekte von Sorge und sozialer Sicherung treten nur marginal auf.

Die folgenden Beispiele deuten an, dass Sicherheits- und Kontrollpraktiken im Wartebereich des Westbahnhofs nicht ausschließlich repressiv oder ausschließend wirken, sondern in ihrer Ausführung flexibel und relational sind. Auch hier wird sichtbar, dass Hausordnung und institutionelle Vorgaben von den handelnden Akteuren situativ interpretiert und mit den Nutzer:innen gemeinsam verhandelt werden. Besonders deutlich stellt sich dies anhand der Praxis des Schlafens im Wartebereich dar. Die räumliche Praxis der Nutzer:innen steht hier im direkten Konflikt mit den Ordnungspolitiken des geplanten Raumes. Die Aushandlungsprozesse, die daraufhin folgen, bringen den Raum hervor, prägen ihn und laden ihn mit Bedeutungen auf (Lefebvre 1994). Im Wartebereich wird Sicherheit nicht allein als Abwehr potenzieller sozialer Divergenz verhandelt. Sie steht auch in einer relationalen und prozessualen Verbindung zu sozialen und räumlichen Dynamiken. Um diese besser sichtbar zu machen, werde ich im Folgenden drei unterschiedliche ethnographische Situationen beschreiben und diese dann miteinander in Beziehung setzen.

### **Rudi**

Rudi hat im Wartebereich geschlafen. Die Securitys haben ihn geweckt und ihn an die Hausordnung erinnert, die schlafen untersagt. Er wird darauf hingewiesen, dass schlafen nicht erlaubt ist, was er laut den Security-Mitarbeitern wissen sollte. Sie weisen ihn an eine Runde um den Block zu gehen, um etwas aufzuwachen. Die Sicherheitsbeamten bleiben vor ihm stehen, bis Rudi sich erhebt. Der Vorschlag, eine Runde um den Block zu gehen ist mehr als nur eine informelle Empfehlung. Die

weitere Interaktion verläuft ohne Worte, Rudi steht langsam auf und geht, flankiert von den beiden Sicherheitsbeamten, in die Richtung der automatischen Schiebetüren, die zu den Bahnsteigen führen. Dies scheint für mich in diesem Moment wie ein subtiler Versuch, den Mann aus dem Wartebereich zu bekommen, ohne sich der Auseinandersetzung, die ein Hausverweis bedeuten würde, zu stellen. Ich denke an die anderen Verweise, die ich im Laufe meiner Forschung bereits erlebt habe, die meist direkter stattgefunden haben. Wieso also wird hier dieser Schleichweg über den Vorschlag des Frischeluftschnappens gewählt.

Zu meiner Überraschung betritt Rudi nach zehn Minuten die Bahnhofshalle wieder über dieselbe Tür, durch die er sie kurz zuvor verlassen hatte. Er geht zielstrebig auf seinen vorherigen Sitzplatz zu und lässt sich schwerfällig darauf sinken. Ich bin gespannt, wie die nächste Interaktion mit den Sicherheitsbeamten aussehen wird. Bei ihrer nächsten Kontrollrunde nach 40 Minuten, heben die Securities nun grüßend die Hände in Richtung des Mannes und gehen weiter (TB 04.04.2022).

## **Heinz**

Es Nachmittag und ich sitze schon seit einer längeren Weile im Wartebereich. Heute Vormittag hatte ich meinen Termin beim Bahnstationsmanager. Gedanklich bin ich immer noch bei dem Gespräch. Auf meinem Schoß liegt das große rechteckige Buch über die Geschichte des Westbahnhofs, das er mir nach unserem Gespräch geschenkt hat. Ich blättere darin, als ein Mann, Heinz, mit Krücken in meine Sitzreihe kommt. Er lässt sich schwerfällig auf dem äußersten Sitzplatz nieder. Heinz lehnt seine Krücken an der Außenseite des Sitzes an und lässt sich leicht auf die Seite rutschen, sodass er auf drei der Sitzflächen zum Liegen kommt. Es dauert nicht lange, bis zwei Security-Mitarbeiter vor ihm halt machen. „Entschuldigen Sie, ist alles in Ordnung bei Ihnen? Geht’s Ihnen nicht gut?“ „Naja guad geht’s ma ned. Für des deppade Klimaticket hams Geld. Da kann man durch ganz Österreich fahren mit dem. Des is scho was gell“. Die beiden Securities hören dem Mann zu, während er weiter über das Klimaticket erzählt. Nach einigen Augenblicken unterbricht einer der Securities den Mann. „Schauen Sie, Sie können eh hier sitzen bleiben, wenn Sie wenigstens normal sitzen könnten und ned über drei Sitze, dann hätten wir zwei ka Problem mehr und wir lassen Sie in Ruhe“. Der Mann mit den Krücken fährt den Security empört an „heast geht’s zu eurem Infostand ume, wos es hingehörts und lassts uns da in Ruhe“. „Uns“ scheint in diesem Moment alle Nutzer:innenn des Wartebereichs zu bedeuten. Ich frage mich, ob das in diesem Moment eine bewusste Abgrenzung zu den Sicherheitsbeamten darstellt oder zufällig ist.

„Schauens“ beginnt der Security-Mitarbeiter mit einem leichten seufzen. „Ich bin höflich zu Ihnen oder ned? Und i lass Sie ja auch da sitzen, das mindeste is ja wohl das Sie des zurückgeben können“. „Aufwiederschaun, tuans ihre Orweit wo anders“ braust der Mann mit Krücken auf. Der Security pocht nochmals auf einen höflichen Umgang, woraufhin der Mann ruft „Heast i hob an

Schlafrückstand von 14 Stunden und ich brauch an Platz für drei Nächte in der Notschlafstelle und Ihr kumts daher und lassts mi ned amal kurz a bisserl schlafen, i man was soll des?“. Während der Mann weiter vor sich hin schimpft, haben sich die Securities mit einem Augenrollen und einem leisen „wos is so schwer daran si hinzusetzen und a bisserl freundlich zu sein, I man wir lassen Sie ja eh da sitzen“ wieder Richtung Ausgang entfernt. Als dem Mann auffällt, dass er ins Leere schimpft, schnaubt er noch einmal laut, dann lehnt er sich in seinem Sitz wieder zurück, bleibt aber diesmal aufrecht sitzen (TB 01.02.2023).

## **Elisabeth**

Auch Elisabeth, eine etwa 70-jährige Frau, hat mit dem Thema Schlafen so ihre Erfahrungen mit den Kontrollorganen des Westbahnhofs gemacht. Sie erzählt mir folgendes:

„Hier ist wirklich ein super Ort und ich finde das so nett, dass alle so offen sind hier und man immer wen zum Reden findet. Das ist selten, dass es wo so nett ist“. „Nur schlafen, das geht hier nicht“ fügt sie nach einigen Sekunden in einem missbilligenden Tonfall hinzu. „Das ist das einzige negative hier“. Ich nicke „ja, das ist mir schon aufgefallen, dass sie hier streng sind mit dem Schlafen“. „Ja, also wirklich sehr streng. Weißt du ich wohne erst seit gestern in der Früh hier am Westbahnhof und in der Nacht haben sie mich einfach rausgeworfen, als ich da geschlafen habe. Das war wirklich nicht schön, weil gestern Nacht war es sehr kalt und die Notschlafstellen sind ja alle voll oder geschlossen“. „Nett waren sie auch nicht gerade, das ist sehr schade für den Ort hier“ bedauert Elisabeth (TB 04.05.2022).

Die Interaktion mit Rudi verdeutlicht, dass Sicherheit und Kontrolle im Wartebereich des Westbahnhofs nicht starr sind, sondern sich als situativ ausgehandelte Praktiken darstellen, in denen Elemente von Sorge und Disziplinierung ineinandergreifen. Zwar erinnern die Sicherheitsmitarbeiter Rudi an die Hausordnung, die das Schlafen untersagt, und initiieren so eine klar disziplinierende Handlung. Gleichzeitig wählen sie jedoch einen indirekten Weg, der es Rudi ermöglicht, trotz Sanktionierung seine Position im Raum nicht zu verlieren: Der Vorschlag, „eine Runde um den Block zu gehen“, operiert hier auf mehreren Ebenen. Einerseits ist er als eine sanfte Form des Raumausschlusses, ohne formellen Verweis und mit der impliziten Möglichkeit der Rückkehr zu verstehen. Rudis Verhalten wird hier entsprechend der Hausordnung, die durchgesetzt werden soll, gelenkt, aber nicht nachhaltig sanktioniert (Miller/Rose 2008). Zudem wird sein Verhalten direkt als abweichend dargestellt, in dem die Sicherheitsmitarbeiter ihm sagen er solle sitzen, wie „alle anderen auch“. Damit wird klar markiert, dass Rudi nicht wie „alle anderen“ ist und zugleich wird ihm signalisiert, dass er durch

angepasstes Verhalten – indem er wie die anderen sitzt – wie die anderen werden kann und sich damit den Verbleib im Raum sichern kann.

Andererseits erahne ich im Umgang der Sicherheitsmitarbeiter mit Rudi im Ansatz auch sorgende Elemente, die sie im Rahmen ihres Handlungsspielraumes ausagieren. Im Sinne von Franz und Keebet von Benda-Beckmann (2007) lässt sich hier eine normative und regulative Pluralität erkennen, die soziale Praktiken strukturiert, „jedoch nicht determiniert“ (ebd.: 48). Die Hausordnung verbietet eindeutig das Schlafen im Wartebereich und könnte – strikt ausgelegt – einen Ausschluss Rudis aus dem Raum bedeuten. Zugleich handeln die Sicherheitsmitarbeiter in einem Feld verschiedener Normen, die eben nicht nur im Kontext von Ordnung, sondern auch in dem von Sorge verortet sind. Diese Pluralität eröffnet Handlungsspielräume, die es ihnen ermöglichen, die Regel flexibel anzuwenden. Indem sie Rudi nicht dauerhaft verweisen, sondern eine Rückkehr zulassen, sichern sie ihn sozial ab – zumindest in dem Sinne, dass er nicht auf die Straße geschickt wird. Die Beobachtung legt nahe, dass das sanktionierende Eingreifen weniger auf einen endgültigen Ausschluss abzielt, sondern vielmehr darauf, diesen zu vermeiden. Soziale Sicherung wird in diesem Sinne nicht trotz, sondern gerade durch das situative Navigieren zwischen unterschiedlichen Normen hergestellt. Eine weitere zentrale Dimension, die sich in diesen Interaktionen zeigt, ist der Aspekt von Verantwortung. Im strukturierten Interview betont der Bahnstationsmanager hier Folgendes:

Im Wartebereich, wenn jemand dort schläft und ... wir nicht wissen, wie es dem geht, während er schläft, dann ist das ein Thema, dass wir das mal lösen müssen, weil es hat leider auch in den letzten Jahren ... Fälle gegeben, wo dann einer nicht mehr aufgewacht ist. ...Es geht darum, dass wir nicht abschätzen können, ob er Drogen genommen oder sonst irgendwelche Probleme hat. Und wenn wir ihn ignorieren, indem wir stundenlang vorbeigehen und dann nachher ist er tot, dann ... wird es zu Recht Fragen geben (I, 01.02.2023).

Das Aufwecken schlafender Personen steht nicht nur im Zusammenhang mit dem Umsetzen eines Verbots, das dazu genutzt wird, sozial abweichende Personen aus dem Raum zu exkludieren, sondern auch mit institutioneller Verantwortung. Die ÖBB und in ihre Akteur:innen tragen die Pflicht, für die Sicherheit der Nutzer:innen zu sorgen. Damit gilt es auch zu prüfen, ob eine reglos daliegende Person medizinische Hilfe benötigt. Der Verweis auf Fälle, in denen Menschen tot in der Bahnhofshalle lagen, verdeutlicht eine Form von

institutioneller, öffentlicher Sorge, die jedoch in ihrer Umsetzung repressive Elemente in sich tragen kann (F. und K. von Benda-Beckmann 2007; Thelen 2014).

Im Sinne von Thelens Definition von Sorge als „Prozess, der als Dimension sozialer Sicherung eine gebende und eine nehmende Seite“ verbindet, wird hier ein relationaler und prozessualer Handlungsmodus sichtbar (2014: 41). Die Sicherung des Raumes und die Einhaltung von Regeln sind nicht nur individuelle Pflichten, sondern werden als gemeinschaftlich hergestellte Ordnung verstanden, an der die Securities genauso wie die Nutzer:innen aktiv mitwirken. Diese Form der Intervention, die ich hier diskutiert habe, reguliert nicht nur unmittelbares Verhalten und lässt Spielräume offen, sondern lenkt auch zukünftiges Handeln. Wie von Rose und Miller (1990) beschrieben, wirkt die Handlung der Securities über den Moment hinaus: Rudi kehrt zurück, setzt sich regelkonform hin, und bei der nächsten Runde reicht ein kurzer Gruß. Die Hausordnung wird so in der Praxis nicht als unveränderlich und starr vollzogen, sondern ist Teil einer gelebten Raumproduktion. Gerade in dieser Mischung aus punktueller Disziplinierung, relationaler Ansprache und dem Eröffnen von Handlungsräumen zeigt sich, wie Kontrolle und Sorge nicht gegensätzlich, sondern prozessual miteinander verflochten sind. Dies hinterfragt Dichotomien von „hart“ versus „weich“ oder „repressiv“ versus „unterstützend“ und macht Ambivalenzen und Aushandlungsprozesse in der räumlichen Praxis des Westbahnhofes sichtbar.

Ähnlich wie bei Rudi, zeigt sich auch im Fall von Heinz eine flexible Handhabung der Hausordnung, jedoch mit einer anderen Gewichtung. Die Securities reagieren auf seine Regelverletzung, das Ausbreiten über mehrere Sitzplätze, zunächst mit der Frage nach seinem Befinden („Geht’s ihnen nicht gut?“). Wie oben bereits ausgeführt, kann dies zum einen im Kontext der institutionellen Verantwortung verortet werden, nicht aber direkt im Kontext von Sorge. Das Gespräch geht schnell in eine ordnungserhaltende Aufforderung über. Die beiden Securities verfallen nicht unmittelbar in den Kontext der Sanktionierung, sondern schlagen einen moralisch kodierten Weg der Kommunikation ein („normal sitzen“), der auf Selbstkorrektur, -organisation und Kooperation abzielt (Miller/Rose 2008: 59).

Anders als bei Rudi, betonen sie in der Interaktion auch immer wieder, dass Heinz im Wartebereich bleiben könne, wenn er sein Verhalten anpassen würde, ohne jedoch Handlungen zu setzen, die dies sicherstellen würden. Die Intervention der Securities soll hier wohl ebenfalls vordergründig den Effekt haben, sein Verhalten im Sinne Millers und Roses (2008) nachhaltig zu lenken, jedoch nicht ein gewisses Ergebnis zu forcieren. Es entsteht ein offener Konflikt zwischen den Sicherheitsbediensteten und Heinz, der den sozialen Rahmen der Situation

verändert. Hier tritt Heinz als aktiver Teil einer gesellschaftlichen und politischen Debatte auf, indem er in seiner Auseinandersetzung mit den Securities etwa das Thema allgemeiner finanzieller Verteilung anspricht („für des depperte Klimaticket hams Geld“) und dadurch seine eigene Position sowie seine Normen und Wertvorstellungen deutlich zum Ausdruck bringt.

Obwohl regelkonformes Verhalten qua der Hausordnung im Vordergrund der Auseinandersetzung steht und die Securities hier ermahrend intervenieren und sozial anerkanntes und zulässiges Verhalten von Heinz verlangen („wenigstens normal sitzen“), scheint Heinz die Situation mit seinen thematischen Schwerpunkten zu dominieren und sich zumindest für den Moment durchzusetzen. Das Spannungsfeld zwischen den Sicherheitsmitarbeitern und Heinz verschärft sich durch seine Gegenwehr, wodurch die Interaktion stärker von Konflikt und Kontrolle geprägt scheint. Bis zu dem Moment, wo das Sicherheitspersonal sich aus der Situation zurückzieht und Heinz, anders als bei Rudi, ohne eine Intervention zu setzen, zurücklässt. Trotz institutionalisierter Machtverhältnisse verfügen auch die Nutzer:innen über einen gewissen Handlungsspielraum, den sie immerhin kurzfristig nutzen können. Ihre Anpassung an die aufgestellten Regeln oder an eine höfliche Kommunikation entscheiden nicht zwangsläufig über das Eintreten oder Ausbleiben von Sanktionen. Heinz geht aus dieser Situation als die erfolgreiche Partei hervor; seine räumliche Praxis hat sich durchgesetzt.

Im Sinne von Benda-Beckmann (2007) lässt sich hier ebenfalls eine normative Pluralität feststellen: Die formale Norm (nicht liegen und schlafen) wird nicht komplett durchgesetzt, sondern situativ angepasst und abgeschwächt. Heinz muss sich zwar aufsetzen, wird aber sonst nach der Diskussion ohne weitere Maßregelung in Ruhe gelassen. Die Flexibilität in der Normanwendung scheint weniger von Fürsorge motiviert zu sein, im Vergleich zur Interaktion mit Rudi, sondern eher von pragmatischer Konfliktvermeidung auf Seiten Securities. Das Ergebnis ist eine Zwischenform. Es gibt keine Eskalation, keine formelle Sanktion, aber auch keine aktivierende Unterstützung, die darauf abzielt, Heinz' Verbleib im Wartebereich auf längere Zeit abzusichern. Diese ambivalente Position zeigt, dass die Produktion von Ordnung nicht nur zwischen repressiv und kontrollierend sowie fürsorglich und absichernd schwankt, sondern auch in Formen auftritt, die primär auf die Minimierung von Störungen ausgelegt ist. Zudem muss der individuelle Handlungsrahmen der Nutzer:innen ebenfalls miteinbezogen werden.

Der Fall von Elisabeth dagegen stellt einen Kontrast zu den Geschichten von Rudi und Heinz dar. Denn aus ihrer Erzählung geht hervor, dass die Hausordnung strikt und ohne erkennbaren

Aushandlungsspielraum angewendet wurde. Dies kann einerseits mit ihrer gesellschaftlichen Stellung, als das, was Loïc Wacquant (2012) in seinem gleichnamigen Werk als „Urban Outcast“ beschreibt, zusammenhängen. Denn Elisabeth ist obdachlos und geht damit auch offen um. Schon in den ersten Minuten unseres ersten Gesprächs erzählt sie mir davon. Sie ist sich darüber bewusst, dass man ihr das teilweise anmerkt, denn sie entschuldigt sich gleich zu Beginn unseres Gesprächs bei mir, dafür wie sie „heute wieder aussieht“. „Entschuldige bitte auch, dass ich so stinke heute, ich habe keine Möglichkeit mich zu waschen. Das ist mir ganz unangenehm. Ich muss nachher gleich zum dm gehen und mir eine Seife und eine Zahnbürste und Zahnpasta kaufen, damit ich mich da am Klo ein bisserl frisch machen kann. Ich mag das ja selber gar nicht, wenn ich so stinke, weißt du“ (TB 04.05.2022). Andererseits geht aus Elisabeths Schilderung hervor, dass sie den Westbahnhof erst seit kurzem nutzt. Es liegt daher nahe, dass sie bisher kaum mit dem Sicherheitspersonal in Kontakt gekommen ist und mit ihnen (noch) keine Beziehung aufgebaut hat. Hier unterscheidet sich ihre Position im Raum maßgeblich von Peppi oder Rudi, die beide mit den Securities besser bekannt sind. Ohne bestehende Beziehung kann im Kontext des Wartebereichs aus einer potenziell sorgenden Handlung auch eine kontrollierende oder sanktionierende werden. Diese Sanktionierung empört Elisabeth sichtlich, denn es passt nicht in die Sphäre einer „Wohnung“, zu der sie den Wartebereich auserkoren hat. Elisabeths Aussage, sie würde seit gestern am Westbahnhof „wohnen“, deutet darauf hin, dass sie den Wartebereich entgegen seiner intendierten Funktion nicht nur zum Schlafen, sondern auch als eine Art privaten Raum nutzen wollte. Die Sicherheitskräfte setzten daraufhin in der Interaktion mit ihr die durch die Hausordnung gedeckten räumlichen Grenzen durch. Aus der Perspektive von Miller und Rose (2008) ist dies ein Beispiel für das Herstellen eines „territory of exclusion“, wo nichtmehr die Verhaltenslenkung, sondern der räumliche Ausschluss als Umgang mit problematisiertem Verhalten angewendet wird (ebd.: 105). Hier eröffnet sich ein zentrales Spannungsfeld des Wartebereichs, nämlich das zwischen privat und öffentlich: Elisabeth eignet sich den Raum an und „privatisiert“ ihn, stößt dabei jedoch auf institutionell-öffentliche Grenzen, die ihre Praxis einschränken.

Die normative Pluralität, die in den Fällen von Rudi und Heinz Handlungsspielräume eröffnet, ist hier praktisch ausgehebelt: Die formale Norm steht im Vordergrund, alternative Deutungen oder Abwägungen treten zurück (Benda-Beckmann 2007). In Bezug auf Thelens (2014) Sorgebegriff fehlt die „nehmende Seite“ fast vollständig; die Sicherheitslogik dominiert, ohne dass erkennbar auf Elisabeths mögliche Bedürfnisse eingegangen wird. In dieser Konsequenz wird der Wartebereich als sozialer Raum nicht nur reguliert, sondern auch restriktiv kontrolliert.

In diesem Kapitel habe ich gezeigt, wie dynamisch sich das Verhältnis von Kontrolle und anderen oftmals im Kern sorgenden Aspekten im Wartebereich entfaltet. Hilfsangebote vermengen sich mit Sanktionierungen und Interventionen, Nähe mit Distanz und soziale und sorgende Handlungen mit Ausschluss. Diese Aushandlungen verlaufen nicht immer beiläufig, sie können auch gezielt forciert, verschärft oder gelockert werden.

An bestimmten Punkten tritt die Steuerung des Raumes offener zutage, etwa wenn externe Vorgaben wie die Maßnahmen zur Bekämpfung der Covid-19 Pandemie in den Wartebereich hineinwirken. Die Maskenpflicht bot in dieser Hinsicht ein prägnantes Beispiel: Hier verbanden sich staatliche Schutzmaßnahmen mit ordnungspolitischen Interessen, und das Handeln der Kontrollorgane reichte vom fürsorglichen Erinnern bis zum rigorosen Durchsetzen. In der Betrachtung dieser Phase lässt sich nachvollziehen, wie dynamisch und bewusst der Wartebereich als sozialer Raum reguliert werden kann. Diesen Prozessen werde ich im nächsten Abschnitt etwas eingehender nachgehen.

#### **4.3. „I bin der erste der die Masken weghaben will, aber grad is es amal so“ – Die Maskenpflicht als Feld relationaler Praxis**

Im Folgenden skizziere ich anhand der vorgeschriebenen Maskenpflicht in öffentlichen Innenräumen im Zuge der Covid-19 Pandemie, wie der Wartebereich durch äußere Maßnahmen zusätzlich reguliert werden kann. Ich zeige, wie auch diese staatlichen Maßnahmen im Wartebereich flexibel, relational und situativ gestaltet werden. Anhand unterschiedlicher kurzer ethnographischer Impulse illustriere ich diese Modi der institutionellen Akteur:innen im Wartebereich. Damit zeigt sich das breite Spektrum, in dem das vermeintlich starre ausagieren gesetzlich fundierter Kontrolle situiert ist.

Ich widme mich hier anhand des Beispiels der Maskenpflicht den unterschiedlichen Ausführungen des Kontroll- und Sicherheitskonzepts, sodass sich am Ende des Abschnitts ein diverses Bild der Handlungen im Kontext von Ordnung und Kontrolle im Wartebereich ergibt. Die Covid-19-Pandemie stellte auch im Wartebereich des Westbahnhofs eine allumfassende soziale Realität dar, die ich besonders im Hinblick auf Sicherheit und Kontrolle des Raumes nicht außer Acht lassen möchte.

##### **4.3.1. Die Maskenpflicht im Kontext von Kontrolle und Ausschluss**

Es ist ein hektischer Vormittag im Wartebereich. Eine offensichtlich berauschte junge Frau, die in der ersten Reihe sitzt, wird von zwei Security-Mitarbeitern angesprochen. „Guten Tag, dürften wir

sie freundlich auf die Maskenpflicht im Wartebereich hinweisen gnädiges Fräulein“. Freundlich klingt der Hinweis in meinen Ohren nicht gerade, eher ironisch, süffisant oder herablassend. Die junge Frau versucht sich etwas aufzurichten in ihrem Sessel, ihre Bewegungen wirken unkoordiniert. „Heast lass mich in Ruhe, ich will nur sitzen“ erwidert sie. die einzelnen Laute verschwimmen dabei miteinander. „Ohne Maske geht das aber nicht, also entweder Sie setzen jetzt eine auf oder Sie sitzen wo anders, so einfach is des“. „Ihr könnt mir gar nichts sagen ihr Wappler“, die Frau wird lauter und aggressiver bei jedem gesprochenen Wort. „So, es reicht jetzt, sie stehen jetzt auf und verlassen den Wartebereich unverzüglich, so ned“ braust nun auch einer der Sicherheitsbediensteten auf. „Nein sicher nicht, ich sitz ja nur, was soll das, deppade Gfraster“ lallt die Frau, sie bewegt sich nicht. „So es gibt jetzt zwei Möglichkeiten“ fängt der Security an, „entweder Sie stehen jetzt auf und verlassen augenblicklich das Gelände, oder wir rufen die Kollegen von der Polizei und die werden sich der Sache annehmen“. Die Frau schnaubt wütend auf, erhebt sich aber langsam und leicht schwankend. „Ihr seids alle gleich, alle gleich, immer nur hinhacken“ schreit sie. Die Securities erwidern nichts darauf, schauen sie nur stumm an. Wankend und fluchend begibt sich die Frau langsam zu den automatischen Schiebetüren zu, die zu den Bahnsteigen und dem Ausgang Richtung Felberstraße. Die Security-Mitarbeiter warten, bis die Frau durch die Tür nach draußen verschwunden ist, dann setzen sie langsam ihre Runde weiter fort. Dabei fordern sie immer wieder andere Nutzer:innen auf, ihren Mund-Nasenschutz korrekt aufzusetzen. Ein paar der Angesprochenen murmeln zwar sichtlich verärgert, es kommt jedoch zu keinem weiteren Zwischenfall, der zu einem Hausverweis führt (TB 24.06.2021).

Selbst wenn Mitarbeiter des Security-Teams näher mit einem Nutzer/einer Nutzer:in des Westbahnhofs bekannt sind, so bedeutet das nicht, dass diese Handlungen automatisch im Kontext von Sorge verortet sind. Wie institutionelle Sicherheit, Ordnung und Kontrolle im Wartebereich ausagiert wird, hängt von diversen Faktoren ab, die ebenfalls relational und situativ sind. Um dies zu illustrieren, stelle ich folgende Situation mit Hansi im Mittelpunkt ebenfalls kurz dar.

Es ist früher Nachmittag im Wartebereich. Die Sonne lässt sich heute nicht blicken, weswegen es fast düster in der Bahnhofshalle wirkt. Hansi und Susi sitzen nebeneinander in der ersten Sitzreihe. Mir fällt auf, dass das Sicherheitspersonal heute besonders aktiv zu sein scheint. Das ist schon ihre dritte Runde durch den Wartebereich, seit ich vor einer Stunde in den Sitzbereich gekommen bin. Gerade als ich am Westbahnhof angekommen bin, wurde Hansi zurechtgewiesen aufgrund der Maskenregelung wie ich mir zusammengereimt habe. Jetzt kommt der Security erneut auf Hansi und Susi zu und fordert Hansi unhöflich auf, den Bahnhof zu verlassen, weil er seine Maske nicht

korrekt aufhat. „So Hansi, du gehst jetzt, drei Verwarnungen hast ghabt und immer noch die Maske ned richtig auf, also husch husch raus mit dir, des woas jetzt“. Hansi erwidert nichts darauf, nimmt seine Plastiktüte und geht in seinem typischen langsamen Gang Richtung Rolltreppen.

Ich verspüre den Impuls Hansi nachzugehen, doch wir haben uns bisher erst einmal etwas länger unterhalten und ich traue mich nicht ihm nachzugehen (TB 27.05.2021).

In diesen beiden Situationen zeigt sich, wie zusätzliche Regeln den Wartebereich und seine Kontrolle strukturieren. In der Situation mit Hansi im Zentrum zeigt sich, dass, wie bei Peppi, eine offensichtliche Bekanntschaft zwischen den Mitarbeitern des Sicherheitspersonals und Hansi besteht. Dies äußert sich ähnlich wie bei Peppi darin, dass sie ihn mit seinem Namen ansprechen. Anders als bei Peppi verläuft die Interaktion jedoch nicht im Kontext von Sorge, sondern verläuft nach der Struktur von Kontrolle und Exklusion.

Die gesundheitspolitischen Maßnahmen zur Bekämpfung der Covid-19-Pandemie haben einen elementaren Einfluss auf bestehende Kontroll- und Sicherheitspraktiken sowie die Interaktion zwischen Nutzer:innen und institutionellen Akteur:innen. Neben den allgemeinen Zutrittsbeschränkungen, strengeren Öffnungszeiten und dem Verbot von Essen und Trinken im Innenraum,<sup>19</sup> führt hier insbesondere die Maskenpflicht zu einer Verdichtung von Überwachungsinterventionen. Wie anhand Hansis Geschichte oben gezeigt, können Verstöße gegen die Maskenpflicht unmittelbar zum Verweis aus dem Wartebereich führen, ungeachtet anderer Aspekte der in der Hausordnung vermerkten Regeln.

Die Situation der jungen berauschten Frau verdeutlicht diese Dynamik in besonders zugespitzter Form. Während manche Nutzr:innen, die die Maske absetzen, mit einer einfachen Ermahnung davonkommen, führt der gleiche Regelverstoß bei ihr, sichtbar nicht in der Lage, den Erwartungen an eine „kooperative“ Interaktion zu entsprechen, unmittelbar zum Ausschluss. Dabei zeigt sich ein Zusammenspiel der formalen, den Raum strukturierenden Regeln, ihrer situativen Anwendung im Handlungsvollzug der Sicherheitskräfte und der räumlichen und sozialen Praxis der Nutzer:innen. Die Maskenpflicht fungiert als scheinbar neutrales, objektives Kriterium, das in der situativen Auslegung jedoch soziale Differenzen (re)produziert: Wer, wie die Frau in der geschilderten Situation oder Elisabeth im vorangegangenen Abschnitt als „Urban Outcast“ markiert ist, trägt ein erhöhtes Risiko, dass

---

<sup>19</sup> Bei all diesen Vorschriften handelt es sich ebenfalls um temporäre Maßnahmen zur Bekämpfung der Covid-19 Pandemie, die sich auf den Raum und die Nutzer:innen auswirken. Diese wurden jedoch Großteiles weniger streng durchgesetzt. Diese Regelungen beziehen sich auf die Zeit vor Herbst 2021, denn mit dem Verschärfen der Pandemiesituation durch die Omikron-Variante, wurden auch bis dahin herrschende Vorschriften ersetzt oder nachgeschärft, bis hin zu einem gänzlichen erneuten Lockdown im Winter.

das Regelwerk zu einem endgültigen Raumentzug führt (Wacquant 2012; Miller/Rose 2008). Wie bei Elisabeth zeigt sich auch hier, dass das Bestehen oder Nichtbestehen sozialer Beziehungen eine zentrale Rolle spielt. Die junge Frau und die Securities scheinen sich nicht zu kennen, es gibt keine sozialen Bindungen, auf die in diesem „Härtefall“ zurückgegriffen werden kann. Auch wenn Beziehungen einen Ausschluss nicht zwangsläufig verhindern, so stellen sie doch eine relevante Ressource der Absicherung dar.

Eine Sanktion wie diese, also die räumliche Exklusion, ist auch gerade für Personen wie Hansi, für den der Wartebereich sein privater Rückzugsort ist, folgeschwer. Denken wir an die Situation im vorangegangenen Kapitel zurück, wo Susi Hansi ermahnt hat, die Maske aufzusetzen, zeigt sich, dass den Nutzer:innen die Exklusionsmacht, die in dieser Verordnung steckt, sehr wohl bewusst ist. Susis Ermahnung, die ich in einem Spannungsfeld zwischen Sorge und „Stigma-Management“ verortet habe, wird durch die Situation der jungen Frau einmal mehr deutlich. Denn die Sorge des Raumverweises ist durchaus berechtigt. Hier wird das Verhalten im Sinne von Peter Miller und Nikolas Rose konkret (durch Sanktionen) gesteuert (2008: 14). Durch den offenen Charakter und die deutliche Markierung der Securities im Raum sind solche Sanktionierungen für alle anderen Nutzer:innen ebenfalls präsent, wodurch gewissermaßen die „Selbstregulierungsneigung von Individuen“ beeinflusst wird, „um sie mit gesellschaftspolitischen Zielen in Einklang zu bringen“ (ebd.: 51).

Diese Maßnahmen verstärken nicht nur die ohnehin selektive Zugänglichkeit des Raumes, sondern haben auch das räumliche Erleben des Sicherheitspersonals umgelenkt, von der Überwachung der raumespezifischen Hausordnung, sozusagen der allgemeinen Ordnung des Westbahnhofs, hin zur Durchsetzung staatlicher gesundheitspolitischer Regeln. Im Sinne von Lefebvre (1994) wurde der Wartebereich in Zeiten der Covid-19-Pandemie neu produziert. In diesem Fall als hygienisch überwachte, temporär restrukturierte Version des Westbahnhofs.

Gleichzeitig zeigt der Blick auf andere Situationen, dass die Durchsetzung der Maskenpflicht nicht immer in einer formalen Sanktion oder einem unmittelbaren Ausschluss mündet. Manchmal begnügen sich Sicherheitskräfte mit einer kurzen Ermahnung, manchmal verlassen Personen den Raum freiwillig. In diesen Momenten wird die Fluidität sowie Grenzen des Raumes besonders deutlich: Regeln, Machtbeziehungen und individuelle Handlungsspielräume überlagern sich in einem dynamischen Geflecht. Die Maskenpflicht kann im Wartebereich neben einem starren Ausschlussmechanismus auch ein flexibles Instrument sein, dessen Auslegung zwischen Kontrolle, situativer Anpassung und Aushandlung fluktuiert.

#### **4.3.2. Die Maskenpflicht als flexible Aushandlung**

Neben den Situationen des vorangegangenen Kapitels, anhand derer ich dargestellt habe, wie die Maskenpflicht zu einem Werkzeug des Ausschlusses wird, wende ich mich in diesem Kapitel der dynamischen Aushandlungen zu, die sich ebenfalls im Kontext dieser Kontrollmaßnahmen äußern. Ich zeige dabei wie Interventionen und Handlungen im Kontext von Ordnung und Kontrolle variabel sind. Manchmal wird nur ermahnt, manchmal erfolgt ein Ausschluss, und in anderen Situationen regulieren sich Nutzer:innen selbst. Diese Prozesse sind jedoch stets beeinflusst von der Präsenz und den Reaktionen der Sicherheitskräfte, die den Raum durch das Durchsetzen der Hausordnung strukturieren und begrenzen. So überlagern sich die verschiedenen räumlichen Ebenen – die gelebte räumliche Praxis der Nutzer:innen, die normativen Vorgaben der Hausordnung und die politischen, gesundheitlich begründeten Vorgaben der Maskenpflicht – zu einem dynamischen, fluiden Geflecht, in dem Macht, Fürsorge und Exklusion stets neu ausgehandelt werden.

Diese Fluidität des Raumes zeigt, dass Kontrolle nicht nur auf formellen Mechanismen beruht, sondern auch auf situativer Anpassung, sozialen Aushandlungen und der stetigen Sichtbarkeit von Sanktionen. Die Maskenpflicht wird hier zur Linse, die das Zusammenspiel von individueller Selbstregulierung, institutioneller Durchsetzung und sozialen Beziehungen verdeutlicht.

Ich sitze im rechten Flügel des Wartebereichs in der zweiten Reihe, recht mittig. Neben mir sind alle Plätze frei. Es ist warm, aber nicht unangenehm, was wohl daran liegt, dass die Sonne noch nicht durch die hohen Fenster der Bahnhofshalle scheint. Die Sitzreihen sind nur sporadisch belegt, in der letzten Reihe sitzen drei Männer, die ich der türkischen Männergruppe zuordne, ansonsten kenne ich keine der Personen. In der ersten Reihe sitzt ein Mann, ich schätze ihn auf Ende 30, er hat keinen vorgeschriebenen Mund-Nasenschutz auf, der immer wieder zur Rolltreppe schaut.

Nach etwa fünfzehn Minuten steigt ein Mann, den ich auf Mitte 60 schätze, von der Rolltreppe und nähert sich zielstrebig dem Mann vor mir, der grüßend die Hand hebt „Herr Lehner, wie geht es ihnen“. Herr Lehner setzt sich ebenfalls in die erste Reihe, zieht eine zerknüllte FFP2-Makse aus seiner Jackentasche und setzt sie halbherzig auf, nimmt sie jedoch wieder ab, sobald die Securities, die gerade ihre Runde im Wartebereich drehen, an ihm vorbeigegangen sind.

Im Laufe ihres Gesprächs sind die zwei Männer zunehmend laut geworden. Immer wieder blicken Leute im Vorbeigehen neugierig zu den zwei Männern. Diese scheinen jedoch nicht zu bemerken, dass sich zunehmend Aufmerksamkeit auf sie richtet. Zwei Securities nähern sich der Szenerie, wohl angelockt von der Auseinandersetzung. „Guten Tag die Herren“ sagt der Jüngere von den

beiden. „Erstmal geht’s a bissl leiser auch, I man ihr könnt’s gerne diskutieren, aber ned so schreien, ihr seid ja ned allein auf da Welt“, fügt sein älterer Kollege hinzu. „Außerdem derf i Sie daran erinnern, dass in unseren Räumlichkeiten immer noch Maskenpflicht herrscht, bitte diese zu beachten oder den Raum zu verlassen“ sagt der jüngere Kollege an Toni gewandt. „Geh kumm ma ned mit dem Schaas heast. Der scheiß Fetzen is so oder so eine Frechheit“. „Am 15. ist der ganze Hokus Pokus sowieso vorbei, keine Masken oder sonst was und in Amerika is des ganze sowieso scho längst vergessen, des is so“ ruft der ältere Mann, Herr Lehner, den beiden Sicherheitsbeamten zu, seine Maske dabei immer noch halbherzig unter seine Nase gezogen. „Tuat ma leid die Herren“ führt Herr Lehner fort „aber des is a Info von der Exekutive, des is so, egal was eure Regeln sagen“. Die beiden Sicherheitsbeamten zeigen keine Regung. Der Ältere sagt nur gelassen „ja Herr Lehner, aber jetzt is noch Maskenpflicht bei uns und an des werdens erna a halten, verstanden“. Damit drehen sie sich um und setzen ihren Rundgang fort. Sie warten auch nicht darauf, ob Toni seine Maske tatsächlich aufsetzt. Ihr Pflicht scheint mit der Maßregelung getan zu sein.

Toni und Herr Lehner lehnen sich in ihren Sitzen zurück und nehmen ihr Gespräch wieder auf. Nach ungefähr zehn Minuten nähern sich die beiden Sicherheitsbeamten erneut. „So meine Herren, wo sind die Masken“ fragt der ältere. „Geh der scheiß drecks Fetzen rutscht dauernd runter, der bleibt ja nicht auf der Nase sitzen“. „Geh bitte Toni, setz das halt gscheit auf, dann bleibts scho oben“ erwidert der jüngere Kollege. „Heast des is ja eh nur a Fetzen bitte, was soll des bringen“. „Ja da hast eh recht, i bin der erste der die Masken weghaben will, aber grad is es amal so und jetzt setzts sie auf oder gehts“. Herr Lehner und der jüngere Mann, Toni, stehen daraufhin auf, sie wirken aufgewühlt. Herr Lehner sagt laut zu Toni „Ge kum, wir gengan zum Broda-Platz, hier hält mans mit der Maskenscheiße ja nimmer aus, des is ja kein Leben hier so.“. Toni nickt zustimmend. Die Securities wirken unbeeindruckt von dieser Demonstration des Protests. Der Ältere sagt nur „bitte gerne, geht’s durtn hin, dann geht’s ma da ned auf die Nerven“ (TB 28.05.2021).

In der nächsten Sequenz zeigt sich ein gegenteiliges Ausleben der Hausregeln und staatlichen gesundheitspolitischen Maßnahmen.

Es ist ein lauer Donnerstagabend im Juni gegen 20 Uhr. Nach der alltäglichen „Rushhour“ am späteren Nachmittag, ist mittlerweile wieder Ruhe in den Wartebereich eingekehrt. Ich sitze in einer der mittleren Sitzreihen im linken Flügel. Die anderen Sitzplätze um mich herum sind nur spärlich besetzt. Die letzte Reihe, bisher immer die beliebteste, ist schon seit einer Stunde völlig leer. Das sonst oft pulsierende Treiben ist einer fast schläfrigen Ruhe gewichen. Plötzlich nähern sich Männerstimmen, die in der Stille der Bahnhofshalle dröhnend wirken. Normalerweise würden diese Stimmen nicht so herausstechen. Zwei Männer kommen von der rechten Seite in den Sitzbereich. Sie haben beide jeweils ein ungeöffnetes Dosenbier in der Hand und keine Masken auf. Sie setzen

sich an das rechte Ende der ersten Reihe und öffnen im selben Moment ihr Bier. An der mittelhohen Wand, welche den Sitzbereich von der Rolltreppe abtrennt, prangt ein Schild, auf dem durch Piktogramme auf das Trink- und Essverbot hingewiesen wird. Eine der Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung. Das laute Lachen der beiden Männer schallt bis zu meiner Sitzreihe.

Ein Security-Mitarbeiter nähert sich dem Sitzbereich. Ich bin gespannt, ob er die Männer auf das Konsumverbot hinweisen wird. Der Sicherheitsangestellte geht an den beiden Männern vorbei, nickt ihnen dabei kurz zu und sagt „Servas die Herren“. Es ergibt sich aus der Interaktion nicht, ob sie sich kennen, aber er billigt offensichtlich ihren Regelverstoß. Es scheint sogar so, als ob er ihnen zuprosten würde mit seinem Nicken (TB 24.06.2021).

Die beobachteten Szenen illustrieren, wie Regeln im Alltag flexibel ausgelegt und situativ verhandelt werden. In diesem Kapitel ist die Dimension des geplanten Raumes und ihre Überlappungen mit räumlicher Praxis und gelebtem Raum im Fokus. Die räumliche Praxis ist dabei erheblich durch die Präsenz und die Interventionen des Sicherheitspersonals, das die Einhaltung der Maskenpflicht überwacht und bei Bedarf eingreift, strukturiert. Diese Dynamiken drücken sich in den Handlungen der Nutzer:innen selbst aus, wie beispielsweise in der Interaktion zwischen Toni, Herrn Lehner und den Securies. Die beiden Männer tragen ihre Masken nur halbherzig, sie nehmen sie immer wieder ab und die kommentieren die Interventionen der Sicherheitskräfte kritisch. Dabei wird der Wartebereich als relationaler sozialer Raum sichtbar, in dem normative Vorgaben, individuelle Handlungsmacht und kollektive Aushandlungsprozesse gleichzeitig stattfinden. Diese Szene illustriert, wie Nutzer:innen den Raum nicht nur passiv erfahren, sondern ihn aktiv mit sozialen Bedeutungen, Normen und Werten (Maskenpflicht als Fetzen, den man nicht braucht, Maßnahmen für beendet erklären etc.) aufladen und dies auch auf institutionelle Aspekte übertragen. Sie deuten Regeln situativ, fordern sie heraus oder bringen sie in Einklang mit persönlichen und gruppenspezifischen Vorstellungen. Dabei offenbart sich ein komplexes Geflecht aus Macht, Kontrolle und Beziehungen: Die Sicherheitskräfte nehmen ihre formale Autorität zwar wahr, gehen aber gleichzeitig auf die inhaltliche Diskussion ein, in der sie zugeben, dass sie die ersten wären, die die Masken „weg haben wollen“. So werden Normen und institutionelle Vorgaben permanent auch miteinander ausgehandelt.

Diese Dynamik zwischen formaler Autorität und situativer Anpassung setzt sich in subtileren Handlungsweisen fort, wie sie mir der Bahnstationsmanager beschreibt: „die [Nutzer:innen] wissen natürlich auch, wann sie sich anpassen müssen, wenn sie wissen, sie [die Securies]

gehen durch, weil wir haben ja unsere Hausordnung ... da wird immer versucht, möglichst ... alles zu verstecken, dass die Securities das nicht sehen.“ (I, 01.02.2023).

Diese Beschreibung dieser Strategien zeigt, dass sich die gelebte Praxis der Nutzer:innen trotz Kontrollmechanismen und Ordnungsorganen, Regeln und zusätzlichen staatlichen Bestimmungen, so gestaltet, dass Handlungsräume offenbleiben. Nutzer:innen entwickeln eigene Praktiken, um den Wartebereich nach ihren Bedürfnissen zu nutzen und navigieren dabei vermeintlich starre Hausregeln, was die Fluidität und Verhandelbarkeit des Raumes unterstreicht.

Die Interventionen der Securities verdeutlichen, Miller und Rose (1990; 2008) folgend, dass Kontrolle situativ, durch kleine, konkrete Maßnahmen ausgeübt wird, jedoch immer auch ein relationaler Spielraum für abweichende Handlungen bestehen bleibt. Die eigenen Normen und Werte der institutionellen Akteure spielen dabei ebenfalls eine Rolle. Nutzer:innen werden auf ihr Verhalten aufmerksam gemacht und durch Ermahnungen oder Hinweise auf potenzielle Ausschlüsse gelenkt (ebd.: 173). Diese Ausschlüsse finden jedoch nicht zwangsläufig statt.

Insbesondere zweite Sequenz erweitert diese Perspektive: Zwei Männer haben keine Masken auf und konsumieren Dosenbier trotz des bestehenden Trink- und Essverbots, das durch Piktogramme sichtbar ist. Entgegen meinen Erwartungen und der bestehenden Hausordnung, reagiert das Sicherheitspersonal darauf nicht mit Ermahnung oder Sanktion, sondern begrüßt die Männer kurz mit einem Nicken. Weder die fehlenden Masken noch das Bier werden hier thematisiert. Diese Handlung zeigt, dass die Durchsetzung von Regeln stark kontextabhängig ist. Während in manchen Situationen formelle Kontrolle notwendig erscheint, wird in anderen situative Toleranz ausgeübt.

Die beiden Situationen verdeutlichen somit die Mehrdimensionalität des Raumes und seiner Produktion durch das Handeln seiner Akteur:innen. Im Alltag des Wartebereichs existiert zwar einerseits eine normative Ebene mit klaren Vorgaben, andererseits wird die Umsetzung dieser Regeln jedoch durch soziale Interaktionen und situative Entscheidungsspielräume moduliert. Beide Szenen machen sichtbar, dass Sicherheitskräfte nicht nur disziplinieren, sondern den Raum ebenso produzieren wie seine Nutzer:innen auch.

Macht, Fürsorge, Exklusion und Selbstregulierung wirken hier simultan und erzeugen einen dynamischen, verhandelbaren Raum, der sowohl räumlich als auch temporal fluide ist.

Zusammenfassend wird durch die ethnographischen Daten deutlich, wie normative Vorgaben, Sicherheitsinterventionen und alltägliche Nutzerpraktiken im Wartebereich miteinander interagieren. Regeln wie Maskenpflicht oder Konsumverbote existieren auf der Ebene des

geplanten Raumes als normative Leitlinien, erfahren aber in der Praxis durch das selektive Eingreifen des Sicherheitspersonals und die eigenständigen Handlungspraktiken der Nutzer:innen eine flexible und verhandelbare Umsetzung. Die Dualität der Szenen – vom halbherzigen Maskentragen bis zum Alkoholkonsum trotz Verbots – illustriert, dass Kontrolle und Fürsorge, Disziplinierung und Handlungsfreiheit im Wartebereich nebeneinander bestehen können. In dieser Überlagerung von normativen und sozialen Dimensionen wird der Wartebereich als ein dynamischer, relationaler und verhandelbarer sozialer Raum sichtbar, in dem soziale Praxis, räumliches Erleben, Sorge und Kontrolle fortwährend ineinandergreifen. All das ist Teil der räumlichen Produktion des Wartebereichs.

## 5. Conclusio

In dieser Arbeit habe ich den Wartebereich des Wiener Westbahnhofs als mehrdimensionalen Raum beschrieben, dessen soziale, räumliche und zeitliche Dynamiken sich nicht auf die Logik von Transit, Anonymität oder Kontrolle reduzieren lassen. Mein initiales Überraschungsmoment des Forschungsprozesses erlebte ich schon im Rahmen meiner ersten Teilnehmenden Beobachtung: Im Wartebereich des Wiener Westbahnhofs befinden sich kaum Reisende. Stattdessen sind mir Nutzer:innen begegnet, die ihre Zeit, oft täglich, dort verbringen, miteinander interagieren und in Beziehung treten, sich umeinander kümmern und sich gegenseitig absichern. Im Zuge meiner Arbeit habe ich gezeigt, dass der Wartebereich durch eben diese alltäglichen Praktiken seiner Nutzer:innen als dynamischer, sozialer Raum hervorgebracht wird und weniger durch Praktiken im Kontext seiner intendierten Funktion als Transitraum. Der Wartebereich erweist sich im Zuge meiner ethnographischen Forschung als fluide und durchlässig, mit flexiblen Innen- und Außengrenzen, die durch die alltägliche Nutzung immer wieder neu ausverhandelt und mit Bedeutungen aufgeladen werden.

Meine Auseinandersetzungen sind dabei an der Schnittstelle der Anthropologie der Stadt und der Sorge angesiedelt. Diese Schwerpunkte ergeben sich einerseits aus der Verortung des Wartebereichs am Westbahnhof als urbanem Raum, andererseits aus den dort stattfindenden Praktiken im Kontext von Sorge und sozialer Sicherung. In Anlehnung an Debatten der sozialwissenschaftlichen Raumtheorie, insbesondere Henri Lefebvres *Production of Space* (1994) sowie die Arbeiten von Franz und Keebet von Benda-Beckmann (2007), die die informelle Dimension sozialer Sicherung hervorheben, rücken Raum und soziale Interaktionen im Kontext von Sorge und Sicherung ins Zentrum der Analyse. Der Wartebereich offenbart sich dabei als lebendiges Geflecht aus Bedeutungen, Erfahrungen und sozialen Praktiken, welches durch die Nutzer:innen aktiv mitgestaltet wird.

Der Rhythmus dieser Arbeit folgt, angelehnt an Henri Lefebvres Rhythmusanalyse dem zyklischen Takt eines Tages am Wiener Westbahnhof, beginnend am Morgen und endend in der Nacht. Diese Tageszeiten haben einen metaphorischen Charakter. Dabei lässt sich dieses abschließende Kapitel, die Conclusio, gewissermaßen als neuer Tag fassen, an dem man den vergangenen Tag nochmals Revue passieren lässt.

Am Morgen erscheint der Wartebereich noch als unbestimmter Raum. Leere Stuhlreihen, vereinzelte Nutzer:innen, hektisches Treiben zu und von den Bahnsteigen, aber wenig direkte Interaktion. Am Mittag (*Kapitel zwei*) verdichtet sich diese Präsenz an Nutzer:innen,

Interaktionen und sozialen Praktiken. Dabei offenbaren sich implizite Zeitregime, die den Wartebereich durchziehen: Öffnungszeiten von Geschäften, Pendlerströme, Fahrpläne. Doch neben Zeitregimen, die in die Sphäre der Planung (Lefebvre 1994) eingeschrieben sind, drücken sich darin auch Aspekte gesellschaftlicher Ordnung und individuelle Temporalitäten der Nutzer:innen des Wartebereichs aus. Während Reza seine Aufenthalte im Wartebereich als gewonnene Zeit beschreibt – Zeit zum Deutschlernen und für Pause– spricht Ali vom „Zeitverlieren“. Solche divergierenden Wahrnehmungen verdeutlichen, wie verschieden temporales Ebenen im Raum wirksam wird und alltägliche Praktiken darin eingeschrieben sind. Während kapitalistische Zeitnormen (Postone 2010) unübersehbar in Materialität und Struktur des Bahnhofs verankert sind, eröffnen sich gleichzeitig Möglichkeiten, diese Rhythmen situativ zu unterlaufen oder ihnen alternative Taktungen entgegenzusetzen. Der Wartebereich zeigt sich damit nicht nur als räumlich, sondern ebenso als zeitlich fluides Gefüge, in dem sich verschiedene biographische Rhythmen kreuzen. Das Ausleben und Aushandeln von Gemeinschaft wird so begünstigt.

Die Männergruppe rund um Mustafa, Ali und Murat, die sich seit Jahren kennen, nutzt den Wartebereich wie ihr Tageszentrum. Ihre Gespräche füllen die Halle, ihre Praktiken – Debatten, Zeitung lesen, Musikhören, TV-schauen, Gebetsketten – verleihen dem Raum einen Charakter, der weit über reine Funktionalität hinausgeht. Im Nebeneinander von Nähe und Distanz, von individueller Tätigkeit und kollektiver Präsenz zeigt sich, wie durch das wiederholte Teilen des Raumes über längere Zeit hinweg Gemeinschaft und eine Form informeller sozialer Sicherung entsteht (Drotbohm/Alber 2015; F. und K. von Benda-Beckmann 2007). Sie erwächst nicht aus formalen Strukturen, sondern aus alltäglicher Praxis, aus der Verlässlichkeit, dass die anderen da sind. Gemeinschaft entfaltet sich damit nicht nur räumlich, sondern ebenso zeitlich: Die gemeinsam geteilte Gegenwart schafft Sicherheit, und durch ihre Wiederholung wird sie stabilisiert.

Der Wartebereich ist kein anonymer „Nicht-Ort“, nach dem Verständnis von Marc Augé (1994), sondern ein relationaler Raum.

Am Nachmittag (*Kapitel drei*) verdichten sich die Aspekte von Sorge und informeller Sicherung und die Bedeutung des Raumes als Wohnzimmer, als einem privaten Rückzugsort tritt stärker hervor. Die Grenzen des Raumes zwischen öffentlich und privat verwischen zunehmend. Susi, Hansi und Peppi zeigen, wie vermeintlich kleine Gesten – das Teilen von Zeitungen, Rabattstickern oder Essen – soziale Bindungen festigen und Vertrauen schaffen und einen dynamischen Transitraum privatisieren können. Insbesondere Gaben im Sinne Marcel Mauss‘

(1990) bekommen eine weitreichende Bedeutung für die Organisation der sozialen Beziehungen, sodass nicht nur eine kurzfristige Verbindung entsteht, sondern auch soziale Anerkennung, Zugehörigkeit und Absicherung hergestellt wird (Benda-Beckmann 2007). Der Wartebereich und die darin verankerten Beziehungen wird in diesem Sinne zum sozialen Sicherheitsnetz: hier findet Sorge und soziale Sicherung auch jenseits institutioneller Strukturen statt. Gleichzeitig bleibt er von Brüchen und Friktionen durchzogen: Geschenke können ausgeschlagen, Kontakte abgelehnt, Grenzen neu gezogen werden. So zeigt sich, dass Sorge nicht harmonisch, sondern konfliktuell, situativ und stets neu ausgehandelt ist, wobei die Normen und Werte der Nutzer:innen als konstitutiv für Prozesse sozialer Sicherung wirken. Die Dauer bestehender Beziehungen und die wiederholte Ausübung sozialer Praktiken, wie auch Sorge, erzeugen und stabilisieren Bindungen (Thelen 2014).

In der Nacht (*Kapitel vier*) treten schließlich auch die Ambivalenzen von Sorge und Kontrolle im Wartebereich deutlicher hervor. Die Überlappungen räumlicher Ebenen und ihrer Grenzen treten hier hervor. Sicherheitskräfte sind präsent, Hausregeln werden durchgesetzt, Verstöße sanktioniert. Für manche Nutzer:innen wird der Wartebereich wie ein privater Aufenthaltsraum – Elisabeth sagt sogar, sie würde dort wohnen. Doch diese Privatisierung bleibt fragil, jederzeit angreifbar durch institutionelle Eingriffe. Besonders während der Covid-19-Pandemie verschärften sich diese Aspekte durch strengere Zutrittsregeln und Maskenpflicht. Dass auch in diesen Momenten Handlungsspielräume bleiben, unterstreicht den relationalen und prozesshaften Charakter des Wartebereichs. Nutzer:innen eignen sich Regeln an und interpretieren sie situativ. Der Wartebereich fungiert hier als Schwellenraum zwischen Schutz und Ausschluss, Sorge und Kontrolle, Privat und Öffentlichkeit.

Im Rückblick offenbart sich der Wartebereich des Westbahnhofs als lebendiges Geflecht aus Bedeutungen, sozialen Praktiken und Beziehungen. Er ist zugleich Wohnzimmer, Lernraum, Tageszentrum und Transitraum. Er ist widersprüchlich und vielschichtig, geprägt von Fluktuation und Anonymität, ebenso wie von Verlässlichkeit, Gemeinschaft und Sorge. Multidimensionalität und Relationalität durchziehen ihn und machen ihn zu einem Raum, der weit mehr ist als urbane und insbesondere rein öffentliche Infrastruktur.

Diese Arbeit leistet einen Beitrag zur Verschränkung anthropologischer Perspektiven auf Stadt und Sorge, wobei die Relevanz von Raum für die Produktion und Reproduktion sozialer Beziehungen und Praktiken im Vordergrund steht. Sie zeigt, angelehnt an die Auseinandersetzungen von Franz und Keebet von Benda-Beckmann, dass soziale Sicherung

ebenso in informellen, relationalen Praktiken des urbanen Alltags entsteht und Raum dabei eine konstitutive Rolle spielt. Der Wartebereich ist kein „Nicht-Ort“, sondern ein fluid strukturierter Sozialraum, in dem Menschen Gemeinschaft, Sicherheit und Sorge hervorbringen und dies jenseits der gängigen Dichotomien von öffentlich und privat, formell und informell. Tatjana Thelen (2014) betont in Bezug auf Sorgebeziehungen die Relevanz, diese aus eben dieser Binarität herauszulösen und in ihrer Prozesshaftigkeit zu betrachten. Dies stellt sich auch für die räumliche Praxis am Westbahnhof als maßgeblich dar. Prozesse dieser sozialen Grenzaushandlungen machen den Wartebereich zu einem Zwischenraum, in dem Perspektiven auf Raum, Zeit und Gemeinschaft immer wieder aufs Neue entworfen werden. Der Wartebereich ist ein Mikrokosmos urbaner Sozialität, der die Bedeutung von Gemeinschaft, Sorge und Sicherheit im Alltag sichtbar macht. Die Anerkennung von Raum als elementare Kategorie für das Herausbilden und Fortbestehen von Gemeinschaft und sozialen Praktiken wie Sorge, trägt dazu bei, diese als relational zu begreifen, denn sowohl der Raum als auch die darin stattfindenden Prozesse sind durchlässig und operieren in Zwischenräumen.

Es sind die Nutzer:innen des Wartebereichs – Susi, Hansi, Peppi, Kemal, Murat, Ali, Reza und die anderen –, die zeigen, dass soziale Prozesse und Formen von Gemeinschaft nicht auf jene Räume beschränkt bleiben, die offiziell dafür vorgesehen sind. Durch ihre Geschichten, ihr Handeln und ihre Verortung im Raum wird sichtbar, wie sich auch im Kontext spätkapitalistischer Moderne an Orten, die zunächst Anonymität, Transit, Konsum oder Flüchtigkeit versprechen, Sozialität entfaltet und einschreibt. Die Auseinandersetzung mit dem Wartebereich des Westbahnhofs verdeutlicht, dass es keine scheinbar unscheinbaren Räume und keine „Nicht-Orte“ gibt, an denen soziale Prozesse nicht stattfinden oder eindimensional bleiben.

## 6. Bibliographie

- Alber, Erdmute, und Heike Drotbohm, Hrsg. 2015. *Anthropological Perspectives on Care: Work, Kinship, and the Life-Course*. First edition. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Andits, Petra. 2020. „Waiting during the Time of COVID-19“. *Social Anthropology* 28 (2): 220–21. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.12871>.
- Appadurai, Arjun. 2020. „The COVID Exception“. *Social Anthropology* 28 (2): 221–22. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.12898>.
- Augé, Marc. 1994. *Orte und Nicht-Orte: Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. 2. Aufl., 4. Tsd. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Bear, Laura. 2016. „Time as Technique“. *Annual Review of Anthropology* 45 (1): 487–502. <https://doi.org/10.1146/annurev-anthro-102313-030159>.
- Benda-Beckmann, Franz von, und Keebet Benda-Beckmann-Droogleever Fortuijn. 2007. *Social Security between Past and Future: Ambonese Networks of Care and Support*. Ethnologie 13. Münster: LIT.
- Bendixen, Synnøve, und Thomas Hylland Eriksen. 2018. „Time and the Other: Waiting and Hope among Irregular Migrants“. In *Ethnographies of waiting: doubt, hope and uncertainty*, herausgegeben von Manpreet K. Janeja und Andreas Bandak, 87–112. London, UK ; New York, NY, USA: Bloomsbury Academic, an imprint of Bloomsbury Publishing, Plc.
- Bishop, Peter. 2013. „Surveying “The Waiting Room”“. *Architectural Theory Review* 18 (2): 135–49. <https://doi.org/10.1080/13264826.2013.814558>.
- Bourdieu, Pierre. 1990. *The Logic of Practice*. Cambridge, UK : Oxford, UK: Polity Press : B. Blackwell.
- Bourdieu, Pierre. 2003. „The Berber House“. In *The Anthropology of Space and Place: Locating Culture*, Nachdr., herausgegeben von Setha M. Low und Denise Lawrence-Zúñiga. Blackwell Readers in Anthropology 4. Malden, Mass.: Blackwell.
- Bourdieu, Pierre, und Loïc Wacquant. 2013. *Reflexive Anthropologie*. 3. Auflage. Übersetzt von Hella Beister. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1793. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff, und Boris Nieswand. 2015. *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. 2. überarbeitete Auflage. UTB Sozialwissenschaften, Kulturwissenschaften 3979. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Burgstaller, Katrin, und Maria Von Usslar. o. J. *Wiener Westbahnhof: Wohnzimmer für jene, die keiens haben*. <https://www.derstandard.at/story/2000054093931/westbahnhof-wohnzimmer-fuer-diejenigen-die-keines-haben>.

- Caglar, Ayse S., und Nina Glick Schiller. 2015. „Introduction: Migrants and Cities“. In *Locating Migration: Rescaling Cities and Migrants*, herausgegeben von Ayse S. Caglar und Nina Glick Schiller, 1–19. Ithaca, N.Y: Cornell University Press.  
<https://doi.org/10.7591/9780801460340>.
- Caldeira, Teresa Pires do Rio. 2000. *City of Walls: Crime, Segregation, and Citizenship in São Paulo*. Berkeley, CA: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/9780520341593>.
- Chamberlayne, Prue, und Annette King. 2000. *Cultures of Care: Biographies of Carers in Britain and the Two Germanies*. 1. Aufl. Bristol University Press.  
<https://doi.org/10.46692/9781847425225>.
- Charmaz, Kathy, und Richard G. Mitchell. 2014. „Grounded Theory in Ethnography“. In *Handbook of Ethnography*, herausgegeben von Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland, 160–74. Los Angeles London New Delhi Singapore Washington DC: SAGE.
- Clifford, James. 2010. *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. 2nd ed. With George E. Marcus. Berkeley: University of California Press.
- Coleman, Leo. 2009. „Being Alone Together: From Solidarity to Solitude in Urban Anthropology“. *Anthropological Quarterly* 82 (3): 755–77.  
<https://doi.org/10.1353/anq.0.0075>.
- Conlon, Deirdre. 2011. „Waiting: Feminist Perspectives on the Spacings/Timings of Migrant (Im)Mobility“. *Gender, Place & Culture* 18 (3): 353–60.  
<https://doi.org/10.1080/0966369X.2011.566320>.
- Espinosa, Horacio. 2024. „Urban anthropology or anthropology in the city – Does Lefebvre hold the key to escape this cul-de-sac?“ *HAU: Journal of Ethnographic Theory*, Nr. 14(2): 450–70.
- Fassin, Didier. 2014. „Petty States of Exception: The Contemporary Policing of the Urban Poor“. In *The Anthropology of Security: Perspectives from the Frontline of Policing, Counter-Terrorism and Border Control*, herausgegeben von Mark Maguire, Catarina Frois, und Nils Zurawski. Erscheinungsort nicht ermittelbar: Pluto Press.
- Fernandez, James. 2003. „Emergence and Convergence in Some African Sacred Places“. In *The Anthropology of Space and Place: Locating Culture*, Nachdr., herausgegeben von Setha M. Low und Denise Lawrence-Zúñiga. Blackwell Readers in Anthropology 4. Malden, Mass.: Blackwell.
- Finsterl-Lindlar, Susanne. 2023. *Lilliput Wienerisch*. Langenscheidt Lilliput. Stuttgart: Langenscheidt bei PONS Langenscheidt.

- Flaherty, Michael. 2020. „The Lathe of Time: Some Principles of Temporal Agency“. In *Time work: studies of temporal agency*, First edition, herausgegeben von Michael Flaherty, Lotte Meinert, Anne Line Dalsgård, und Carmen Leccardi, 13–30. New York: Berghahn Books.
- Flaherty, Michael G., Lotte Meinert, und Anne Line Dalsgård, Hrsg. 2020. *Time work: studies of temporal agency*. New York: Berghahn.
- Foucault, Michel. 2021 [1975]. *Überwachen und Strafen: die Geburt des Gefängnisses*. 19. Auflage. Übersetzt von Walter Seitter. Suhrkamp-Taschenbuch 2271. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel, und Michel Sennelart. 2009. *Geschichte der Gouvernementalität*. 2. Dr. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. 1959. *The Presentation of Self in Everyday Life*. Edinburgh: University of Edinburgh Social Sciences Research Center.
- Goffman, Erving. 1967. *Stigma: über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Übersetzt von Frigga Haug. suhrkamp taschenbuch wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goldstein, Daniel M. 2010. „Toward a Critical Anthropology of Security“. *Current Anthropology* 51 (4): 487–517. <https://doi.org/10.1086/655393>.
- Hannerz, Ulf. 1980. *Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology*. Columbia University Press. <https://doi.org/10.7312/hann91086-003>.
- Haraway, Donna. 1998. *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*. Reprinted. London: FAB, Free Association Books.
- Janeja, Manpreet K., und Andreas Bandak, Hrsg. 2018. *Ethnographies of waiting: doubt, hope and uncertainty*. London, UK ; New York, NY, USA: Bloomsbury Academic, an imprint of Bloomsbury Publishing, Plc.
- Kuiper, Gerda. 2020. „Ethnographic Fieldwork Quarantined“. *Social Anthropology* 28 (2): 300–301. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.12848>.
- Kukla, Quill R. 2021. *City Living: How Urban Dwellers and Urban Spaces Make One Another*. New York (N.Y.): Oxford University press.
- Kuper, Hilda. 2003. „The Language of Sites in the Politics of Space“. In *The Anthropology of Space and Place: Locating Culture*, Nachdr., herausgegeben von Setha M. Low und Denise Lawrence-Zúñiga, 247–63. Blackwell Readers in Anthropology 4. Malden, Mass.: Blackwell.
- Latham, Alan, und Jack Layton. 2019. „Social Infrastructure and the Public Life of Cities: Studying Urban Sociality and Public Spaces“. *Geography Compass* 13 (7): e12444. <https://doi.org/10.1111/gec3.12444>.

- Lefebvre, Henri. 2012. *The Production of Space*. 32. print. Übersetzt von Donald Nicholson-Smith. Malden: Blackwell Publishing.
- Lefebvre, Henri, und Henri Lefebvre. 2004. *Rhythmanalysis: Space, Time and Everyday Life*. Reprint. London: Continuum.
- Lefebvre, Henri, und Christoph Schäfer. 2016. *Das Recht auf Stadt*. Deutsche Erstausgabe. Übersetzt von Birgit Althaler. Nautilus Flugschrift. Hamburg: Edition Nautilus.
- Leinaweaver, Jessica. 2015. „How Internationally Adoptive Parents Become Transnational Parents: ‚Cultural‘ Orientation as Transnational Care“. In *Anthropological Perspectives on Care: Work, Kinship, and the Life-Course*, First edition, herausgegeben von Erdmute Alber und Heike Drotbohm, 117–36. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Lévi-Strauss, Claude. 1987. *Introduction to the Work of Marcel Mauss*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Low, Setha. 2011. „Spatializing Culture: Embodied Space in the City“. In *The New Blackwell Companion to the City*, 1. Aufl., herausgegeben von Gary Bridge und Sophie Watson, 463–75. Wiley. <https://doi.org/10.1002/9781444395105.ch41>.
- Low, Setha. 2023. *Why Public Space Matters*. 1. Aufl. Oxford University Press New York. <https://doi.org/10.1093/oso/9780197543733.001.0001>.
- Low, Setha M. 1996. „The Anthropology of Cities: Imagining and Theorizing the City“. *Annual Review of Anthropology* 25 (1): 383–409. <https://doi.org/10.1146/annurev.anthro.25.1.383>.
- Low, Setha M., und Denise Lawrence-Zúñiga. 2003. „Locating Culture“. In *The Anthropology of Space and Place: Locating Culture*, Nachdr., herausgegeben von Setha M. Low und Denise Lawrence-Zúñiga, 1–48. Blackwell Readers in Anthropology 4. Malden, Mass.: Blackwell.
- Low, Setha M., und Neil Smith, Hrsg. 2006. „Introduction: The Imperative of Public Space“. In *The politics of public space*, 1–16. New York: Routledge.
- Low, Setha, und Mark Maguire. 2020. „Public Space during COVID-19“. *Social Anthropology* 28 (2): 309–10. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.12885>.
- Madden, Raymond. 2023. *Being ethnographic: a guide to the theory and practice of ethnography*. Third edition. London ; Thousand Oaks, CA: SAGE Publications.
- Masquelier, Adeline Marie. 2020. „The Work of Waiting: Boredom, Teatime, and Future-Making in Niger“. In *Time work: studies of temporal agency*, herausgegeben von Michael G. Flaherty, Lotte Meinert, und Anne Line Dalsgård, 175–92. New York: Berghahn.
- Massey, Doreen B. 1994. *Space, place, and gender*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

- Mauss, Marcel, und Edward E. Evans-Pritchard. 1990. *Die Gabe: Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. 1. Auflage. Übersetzt von Eva Moldenhauer. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 743. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- May, Stefan. 2012. *Der Westbahnhof: Geschichte – Wandel – Aufbruch*. Herausgegeben von ÖBB-Immobilienmanagement GmbH. ÖBB-Immobilienmanagement.
- Mazzarella, William. 2020. „Affect: What Is It Good For?“ In *Enchantments of Modernity: Empire, Nation, Globalization*, 1. Aufl., herausgegeben von Saurabh Dube, 291–309. Routledge India. <https://doi.org/10.4324/9781003071020>.
- Miller, Peter, und Nikolas Rose. 1990. „Governing Economic Life“. *Economy and Society* 19 (1): 1–31. <https://doi.org/10.1080/030851490000000001>.
- Miller, Peter, und Nikolas S. Rose. 2013. *Governing the Present: Administering Economic, Social and Personal Life*. Nachdr. Cambridge Malden: Polity Press.
- Minnegal, Monica. 2009. „The Time Is Right: Waiting, Reciprocity and Sociality“. In *Waiting*, herausgegeben von Ghassan Hage, 89–96. MUP Academic Monographs. Carlton, Victoria, Australia: Melbourne University Press.
- Moroşanu, Roxana, und Felix Ringel. 2016. „Time-Tricking: A General Introduction“. *The Cambridge Journal of Anthropology* 34 (1). <https://doi.org/10.3167/ca.2016.340103>.
- Postone, Moishe, Christoph Seidler, und Moishe Postone. 2010. *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft: eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx*. Orthograph. korr., Ansonsten unveränd. Nachdr. Freiburg: Ça ira.
- Richardson, Miles. 2003. „Being-in-the-Market Versus Being-in-the-Plaza: Material Culture and the Construction of Social Reality in Spanish America“. In *The Anthropology of Space and Place: Locating Culture*, Nachdr., herausgegeben von Setha M. Low und Denise Lawrence-Zúñiga, 74–91. Blackwell Readers in Anthropology 4. Malden, Mass.: Blackwell.
- Ringel, Felix. 2016. „Can Time Be Tricked? A Theoretical Introduction“. *The Cambridge Journal of Anthropology* 34 (1). <https://doi.org/10.3167/ca.2016.340104>.
- Simone, Abdou Maliq. 2010. *City Life from Jakarta to Dakar: Movements at the Crossroads*. Global Realities. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203892497>.
- Simone, Abdou Maliq. 2004. „People as Infrastructure: Intersecting Fragments in Johannesburg“. *Public Culture* 16 (3): 407–29. <https://doi.org/10.1215/08992363-16-3-407>.
- Simone, Abdou Maliq. 2021. „Ritornello: “People as Infrastructure”“. *Urban Geography* 42 (9): 1341–48. <https://doi.org/10.1080/02723638.2021.1894397>.
- Stavridēs, Stavros. 2016. *Common Space: The City as Commons*. London New York Oxford New Delhi Sydney: Bloomsbury Academic.

- Strauss, Anselm L., Juliet M. Corbin, und Anselm L. Strauss. 2010. *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Unveränd. Nachdr. der letzten Aufl. Weinheim: Beltz.
- Thelen, Tatjana. 2014. *Care/Sorge: Konstruktion, Reproduktion und Auflösung bedeutsamer Bindungen*. Kultur und soziale Praxis. Bielefeld: Transcript.
- Thelen, Tatjana. 2015. „Care as Social Organization: Creating, Maintaining and Dissolving Significant Relations“. *Anthropological Theory* 15 (4): 497–515.  
<https://doi.org/10.1177/1463499615600893>.
- Tilley, Christopher. 2001. „Ethnography and Material Culture“. In *Handbook of Ethnography*, herausgegeben von Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland, 258–70. 1 Oliver’s Yard, 55 City Road, London England EC1Y 1SP United Kingdom: SAGE Publications Ltd. <https://doi.org/10.4135/9781848608337>.
- Turner, Victor W. 1969. *The ritual process: structure and anti-structure*. With Ralph Ellison Collection (Library of Congress). Symbol, myth, and ritual series. Ithaca, N.Y: Cornell University Press.
- Wacquant, Loïc. 2013. *Urban Outcasts: A Comparative Sociology of Advanced Marginality*. 1. Aufl. S.l.: Polity.

## 7. Anhang

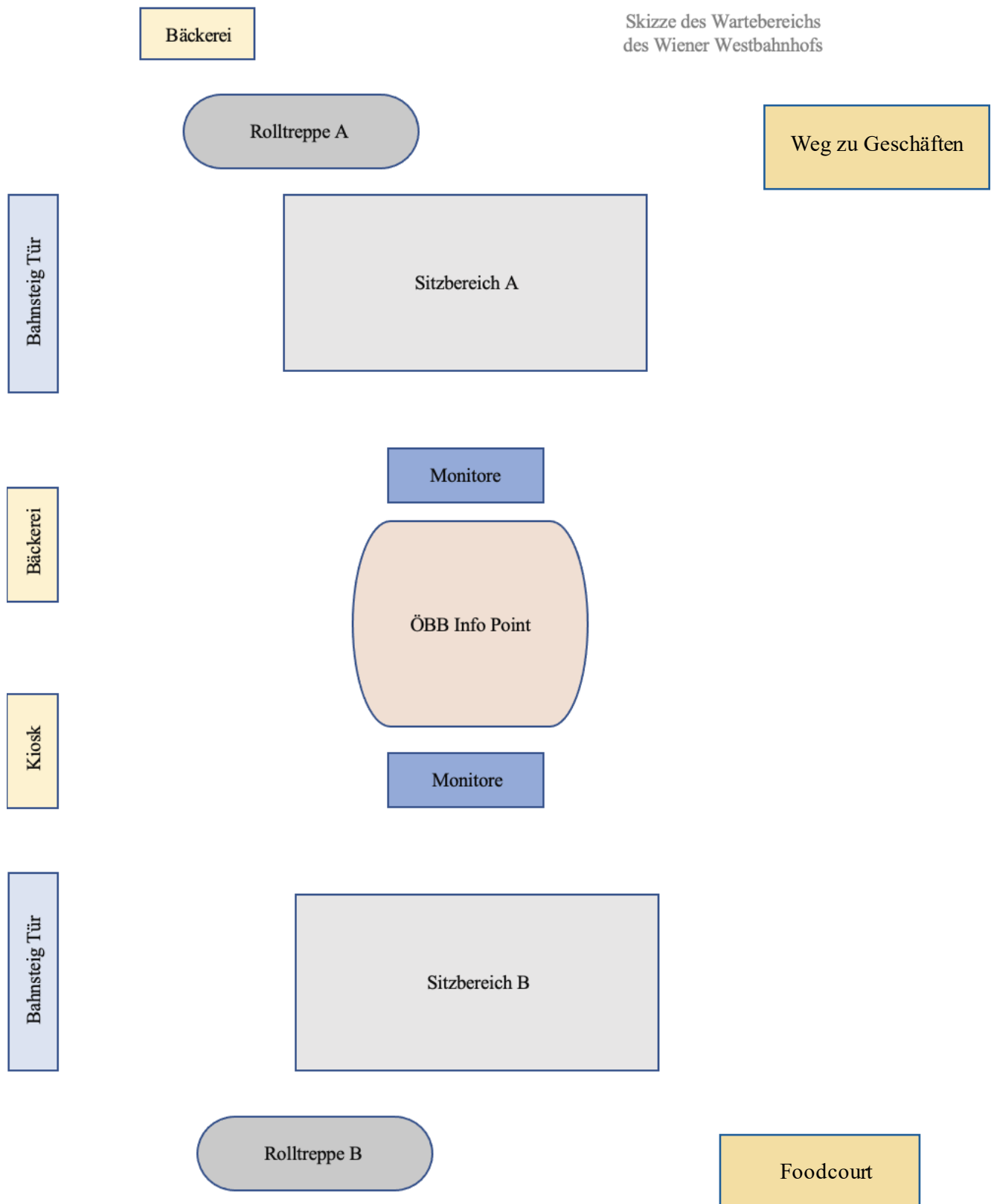
### 7.1. Personenverzeichnis

|                         |                                                                                                                                                                                                        |
|-------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <b>Bahnhoftsmanager</b> | Leitet den Wiener Westbahnhof seit 2012. Er hat nach dem Umbau zentrale bauliche Maßnahmen umgesetzt.                                                                                                  |
| <b>Paul</b>             | Kommt für seine Arbeitspausen, weil es praktisch für ihn ist.                                                                                                                                          |
| <b>Marcus</b>           | Kommt oft in den Wartebereich, aber nicht täglich. Mit ihm habe ich das Gespräch über die Interviewaufnahme.                                                                                           |
| <b>Refat und Arthur</b> | Der Wartebereich ist ihr Treffpunkt zum Arbeiten. Refat lädt mich zum Essen ein und stößt so eine Reflexion zu meiner Position im Feld an.                                                             |
| <b>Ali</b>              | Ist kurz vor der Pensionierung und derzeit arbeitslos. Er kommt täglich in den Wartebereich und ist Teil der Männergruppe mit Murat, Mustafa und anderen.                                              |
| <b>Reza</b>             | Ist in seinen 20ern und kommt täglich in seinen Arbeitspausen in den Wartebereich, um sein Handy und sein Fahrrad anzustecken und zu lernen. Er bleibt dabei gerne für sich.                           |
| <b>Kemal</b>            | Ist pensioniert und kommt täglich in den Wartebereich und nutzt die Infrastruktur, um seine Sachen zu verstecken. Er lernt gerne und ist vielseitig interessiert. Er kennt unter anderem Hansi besser. |
| <b>Murat</b>            | Er ist pensioniert und kommt täglich in den Wartebereich und ist Teil der Männergruppe mit Ali, Mustafa und anderen.                                                                                   |
| <b>Mustafa</b>          | Er Kommt täglich in den Wartebereich, meist nach seinen Moschee Besuchen. Er ist Teil der Männergruppe mit Ali, Murat und anderen.                                                                     |
| <b>Ahmet</b>            | Er kommt täglich in den Wartebereich, meist nach dem Besuch der Moschee. Er ist meist traditioneller gekleidet als die anderen Männer der Gruppe, zu der auch Ali, Murat und Mustafa gehören           |
| <b>Hansi</b>            | Er Kommt täglich in den Wartebereich seit 2020. Es ist über den Wartebereich hinaus bekannt, dass er dort seine Zeit verbringt. Er hat                                                                 |

ein breites Netzwerk und istt unter anderem mit Susi, Peppi und Kemal besser bekannt.

|                             |                                                                                                                                                                                      |
|-----------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <b>Susi</b>                 | Sie kommt täglich in den Wartebereich. Sie hat ein breites Netzwerk und ist beispielsweise mit Hansi und Peppi besser bekannt.                                                       |
| <b>Peppi</b>                | Er Kommt täglich in den Wartebereich und sitzt Rollstuhl. Er hat ein breites Netzwerk und ist unter anderem mit Susi, Hansi, Michi und manchen der Securities besser bekannt.        |
| <b>Michi</b>                | Er ist insbesondere näher mit Peppi bekannt und unterstützt ihn in der Interaktion mit den Security-Mitarbeitern.                                                                    |
| <b>Security-Mitarbeiter</b> | Sie sind Teil der institutionellen Ebene und zuständig für Kontrolle und Sicherheit im Wartebereich. Sie Kennen unter anderem Peppi, Rudi, Hansi und Michi näher.                    |
| <b>Rudi</b>                 | Er schläft im Wartebereich und wird von den Securities ermahnt sanktioniert, aber auch abgesichert.                                                                                  |
| <b>Heinz</b>                | Kommt in den Wartebereich, um zur Ruhe zu kommen und Schlaf nachzuholen. Er tritt in Diskussion mit den Security-Mitarbeitern, um den Wartebereich auf seine Weise nutzen zu können. |
| <b>Elisabeth</b>            | Sie sagt sie wohnt am Westbahnhof. Da sie dort auch schlafen will, berichtet sie, dass sie des Raumes verwiesen wurde.                                                               |
| <b>Toni und Herr Lehner</b> | Sie lehnen sich gegen die Maskenpflicht auf und treten darüber mit den Securities in Diskussion.                                                                                     |

## 7.2. Skizze des Wartebereichs



### 7.3. Abstract Deutsch

Die Konstituierung des Wartebereichs am Wiener Westbahnhof erfolgt durch die alltäglichen Praktiken seiner Nutzer:innen, die ihn jenseits seiner intendierten Funktion als Transitraum hervorbringen. Durch das wiederholte Teilen des Raumes und gemeinsame Erfahrungen entsteht eine Form von Sozialität, die von flüchtigen Begegnungen bis hin zu Prozessen sozialer Sicherung und Sorge reicht. Diese relationalen sozialen Praktiken lösen den Wartebereich aus seiner Zuschreibung als reiner urbaner, öffentlicher Raum heraus. Dabei zeigt er sich als durchlässiger Schwellenraum, in dem die Grenzen zwischen öffentlich und privat, formell und informell stets neu ausgehandelt werden. Er ist damit kein „Nicht-Ort“, sondern ein fluid strukturierter Sozialraum, der je nach Situation als Wohnzimmer, Tageszentrum, Rückzugsort oder Durchgangsraum fungieren kann. Die Geschichten und Praktiken seiner Nutzer:innen verdeutlichen, dass soziale Prozesse und Gemeinschaft nicht auf offiziell dafür vorgesehene Orte beschränkt sind. Vielmehr manifestieren sie sich gerade auch in den Zwischenräumen urbaner Moderne, an Orten, die auf den ersten Blick nur Anonymität, Transit oder Flüchtigkeit versprechen.

## **7.4. Abstract Englisch**

The waiting area at Vienna's Westbahnhof is constituted by the everyday practices of its users, who bring it into existence beyond its intended function as a transit space. Through the repeated sharing of the space and common experiences, a form of sociality emerges that ranges from fleeting encounters to processes of social security and care. These relational social practices detach the waiting area from its attribution as a purely urban, public space. It reveals itself as a permeable liminal space in which the boundaries between public and private, formal and informal are constantly being renegotiated. It is thus not a “non-place,” but a fluidly structured social space that can function as a living room, community space, or transit area, depending on the situation. The stories and practices of its users illustrate that social processes and community are not limited to officially designated places. Rather, they manifest themselves precisely in the intermediate spaces of urban modernity, in places that at first glance promise only anonymity, transit, or transience.